

Discussion Paper Series

**Ambient Assisted Living
(AAL)-Technologien im betreubaren Wohnen**
Wissenschaftliche Evaluierung des Pilotprojektes
"REAAAL" im Hinblick auf sozialpolitische
Zielsetzungen

Ulrike Schneider
Franziska Schober
Bettina Harrach

Discussion Paper 1/2011

Dieser Forschungsbericht wurde gefördert aus Mitteln

- des **Förderprogramms „benefit“** (Programmlinie „Demografischer Wandel als Chance) des Bundesministeriums für Verkehr, Innovation und Technologie (BMVIT),
- des **Landes Oberösterreich** und
- der **Stadt Linz**.

Herzlichen Dank

- an die Fördergeber/inne/n
- an alle Interviewpartner/innen
- die Partnerorganisationen im Projekt REAAL sowie
- an Monika Corso (Layout dieses Berichts).



Über die AutorInnen

Univ. Prof. Dr. Ulrike Schneider leitet das Institut für Sozialpolitik und das Forschungsinstitut für Altersökonomie der Wirtschaftsuniversität Wien. Ihr Arbeitsgebiet ist die ökonomische und sozialpolitische Analyse der gesellschaftlichen Alterung. Weitere Schwerpunkte ihrer Forschungsarbeit bilden die Anbieterlandschaft, Finanzierung und Qualität sozialer Dienstleistungen sowie die sozio-ökonomischen Dimensionen der Lebensqualität und deren Messung.

Mag.^a Franziska Schober ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungsinstitut für Altersökonomie der WU Wien. Sie forscht in den Themenfeldern pflegende Angehörige, ambient assisted living und betreubares Wohnen im Alter.

Mag.^a Bettina Harrach ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungsinstitut für Altersökonomie der WU Wien. Ihr Arbeitsschwerpunkt liegt auf der Analyse ökonomischer Aspekte der informellen Betreuung älterer Menschen, speziell zur Qualität in der häuslichen Pflege sowie zur Lebensqualität im bereubaren Wohnen.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	i
Abbildungsverzeichnis	iv
Tabellenverzeichnis	iv
Zusammenfassung für eilige Leser/innen.....	1
1. Einleitung	5
1.1. Untersuchungsgegenstand.....	5
1.2. Aufbau des Forschungsberichts	6
2. Betreubares Wohnen.....	7
2.1. Definition und Ziele von betreubarem Wohnen	7
2.2. Verbreitung und Förderung betreubaren Wohnens in Österreich	8
2.2.1. Betreubares Wohnen in Österreich im Überblick.....	8
2.2.2. Betreubares Wohnen in Oberösterreich.....	10
3. Ambient Assisted Living und Smart Homes	13
3.1. Begriffliche Grundlagen	13
3.2. Ziele von AAL-Technologien und Smart Homes.....	14
3.3. Förderungen für AAL-Projekte	14
4. Konzeptioneller Rahmen für die Analyse von AAL im betreubaren Wohnen.....	16
4.1. Lebensqualität in betreubaren Wohnen – Kerndimensionen und Einflussfaktoren	16
4.1.1. Definition von Lebensqualität	16
4.1.2. Dimensionen und Einflussfaktoren der Lebensqualität im Alter.....	17
4.2. Environmental Gerontology (soziale und ökologische Gerontologie)	19
5. Forschungsstand	22
5.1. Forschungsstand zu betreubaren Wohnen.....	22
5.1.1. Das Forschungsfeld im Überblick.....	22
5.1.2. Beweggründe für den Einzug in betreubares Wohnen	22
5.1.3. Wirkungen von betreubarem Wohnen auf die Bewohner/innen.....	24
5.1.4. Lebensqualität in betreubarem Wohnen	25
5.1.5. Exkurs: soziale Netzwerke und subjektives Wohlbefinden	28
5.1.6. Kostenwirkungen des betreubaren Wohnens	29

5.2. Forschungsstand zu AAL-Technologien und Smart Homes.....	31
5.2.1. Effekte von AAL auf die Nutzung persönlicher Hilfen und die damit verbundenen Kosten	32
5.2.2. Akzeptanz, Nutzerfreundlichkeit und Nutzung von Assistiven Technologien	33
6. Forschungsdesign und Methodik	36
6.1. Warum ein qualitativer Forschungsansatz?	36
6.2. Qualitative Längsschnittstudie	36
6.3. Erhebungsinstrument: Problemzentriertes Interview	38
6.4. Sample und Datenerhebung.....	38
6.5. Setting: betreubares Wohnen in Linz-Pichling	41
6.6. Auswertungsmethode: Qualitative Inhaltsanalyse.....	41
7. Forschungsergebnisse	43
7.1. Entscheidungsprozess	43
7.1.1. Wie vom Angebot erfahren?	43
7.1.2. Rolle der Angehörigen beim Entscheidungsprozess.....	43
7.1.3. Reaktion Dritter auf die Entscheidung, in betreubares Wohnen zu ziehen.....	44
7.1.4. Alternative zum betreubaren Wohnen in Linz-Pichling.....	44
7.2. Situation der Bewohner/innen vor Einzug in betreubares Wohnen.....	45
7.2.1. Wohnsituation der Bewohner/innen vor Einzug	45
7.2.2. Wohnumfeld der Bewohner/innen vor Einzug.....	46
7.2.3. Alltagsgestaltung der Bewohner/innen vor Einzug	46
7.2.4. Sozialleben der Bewohner/innen vor Einzug	47
7.2.5. Gesundheit und Unterstützungsbedarf der Bewohner/innen vor Einzug	49
7.2.6. Zufriedenheit und bedeutende Lebensqualitätsfaktoren der Bewohner/innen vor Einzug	49
7.3. Beweggründe des Einzugs in betreubares Wohnen in Linz-Pichling.....	51
7.3.1. Push-Faktor Wohnsituation: „Wohnung zu groß und nicht barrierefrei“	51
7.3.2. Push-Faktor Wohnumfeld: „Unzufriedenheit mit dem Wohnumfeld vor Einzug“	53
7.3.3. Push-Faktor Gesundheit und Unterstützungsbedarf: „Entlastung der Angehörigen“	54

7.3.4. Push-Faktor: „Finanzen“	55
7.3.5. Pull-Faktor Wohnumfeld: „Nähe zu Angehörigen“	56
7.3.6. Pull-Faktor Wohnumfeld: „Bezug zur Gegend Linz-Pichling“	57
7.3.7. Pull-Faktor Sozialleben: „Verbesserung der sozialen Kontakte“	58
7.3.8. Pull-Faktor: „Gefühl der Sicherheit“	61
7.3.9. Pull-Faktor: „Autonomie und Privatsphäre“	64
7.4. Technik	67
7.4.1. Technikaffinität.....	67
7.4.2. Was wussten die Bewohner/innen im Vorfeld über die Technikkomponenten in Linz-Pichling?	68
7.4.3. Einstellung zu den assistiven Technologien.....	69
7.5. Zusammenfassung der ersten Erhebungswelle vor Einzug in betreubares Wohnen	72
7.6. Umzug und Eingewöhnung der Bewohner/innen in die betreubare Wohnung	74
7.7. Situation der Bewohner/innen nach Einzug in betreubares Wohnen.....	75
7.7.1. Wohnsituation der Bewohner/innen nach Einzug	75
7.7.2. Wohnumfeld der Bewohner/innen nach Einzug.....	79
7.7.3. Alltagsgestaltung der Bewohner/innen nach Einzug	82
7.7.4. Sozialleben der Bewohner/innen nach Einzug	85
7.7.5. Gesundheit der Bewohner/innen nach Einzug	89
7.7.6. Unterstützung der Bewohner/innen nach Einzug	90
7.7.7. Autonomie und Privatsphäre der Bewohner/innen nach Einzug	92
7.7.8. Gefühl der Sicherheit der Bewohner/innen nach Einzug	93
7.8. Techniknutzung der Bewohner/innen nach Einzug.....	97
7.9. Zusammenfassung der zweiten Erhebungswelle nach Einzug in betreubares Wohnen	100
8. Zusammenfassung und Interpretation der Ergebnisse	104
9. Empfehlungen	108
Literaturverzeichnis	111

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Besonderheiten betreubarer Wohnungen	11
Abbildung 2: Person-Environment-Fit-Modell	20
Abbildung 3: Methodische Vorgehensweise im Zeitverlauf	37
Abbildung 4: Alters- und Geschlechterstruktur des Samples der qualitativen Studie in Linz-Pichling.....	39

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Bewohner/innen betreubarer Wohnungen 2008 nach Bundesländern	9
Tabelle 2: Determinanten der Lebensqualität im Alter	18
Tabelle 3: Sample der interviewten älteren Menschen (Linz-Pichling)	40

Zusammenfassung für eilige Leser/innen

Das Forschungsinstitut für Altersökonomie der Wirtschaftsuniversität Wien (in Folge „WU Wien“) war im Linzer Modellprojekt „REAAL“ – AAL im betreubaren Wohnen mit der sozialpolitischen Begleitforschung betraut. Ziel dieser wissenschaftlichen Begleitung des Projekts war es erstens, die Beweggründe für den Einzug in betreubares Wohnen und die Erwartungen an das neue Wohnumfeld zu erfassen. Da die Lebensqualität im Alter ein wesentliches Ziel sowohl der Förderung betreubaren Wohnens als auch von AAL-Lösungen ist, sollte zweitens exploriert werden, wie sich AAL-Technologien in Kombination mit dem Angebot des betreubaren Wohnens auf die Lebensqualität der Bewohner/innen der neuen Wohnanlage in Linz-Pichling auswirken. Zusätzlich zur Forschungsarbeit des WU Forschungsinstituts für Altersökonomie eruierte das Institut für Marketing und Strategieberatung aus Innsbruck die grundsätzliche Technikaffinität der Bewohner/innen und ging der Akzeptanz einzelner AAL-Lösungen im Detail nach. (Schmelzenbach/Krimbacher et al. 2011) Im vorliegenden Bericht werden die Hintergründe der Erhebung (Forschungsstand und Forschungsbedarf) der sozialpolitisch relevanten Evaluierung präsentiert, das Erhebungsdesign erläutert und die Ergebnisse dieser Evaluierung vorgestellt.

Als **methodischer Ansatz für die Evaluierung** wurde eine qualitative Längsschnitterhebung gewählt. Die Bewohner/innen einer im Sommer 2010 fertiggestellten und betreubaren Wohnanlage in Linz-Pichling wurden zu zwei Erhebungszeitpunkten – einmal vor und einmal nach Einzug in die betreubaren Wohnungen interviewt. Dies ermöglichte eine direkte Gegenüberstellung der Situation der Bewohner/innen vor mit jener nach Einzug in die betreubare Wohnanlage. Die beiden Forschungsteams aus Wien und Innsbruck untersuchten jeweils 12 Mietparteien dieser Wohnanlage. Jene Gruppe, die durch das Forschungsinstitut für Altersökonomie der WU Wien befragt wurde umfasste insgesamt 16 Personen, darunter acht alleinstehende ältere Menschen (drei Männer und fünf Frauen) sowie vier ältere Paare. Die Altersspanne dieser Gruppe bewegte sich zwischen 61 und 86 Jahren. Der größere Teil der Befragten war bei Einzug zwischen 70 und 80 Jahren alt. Die durch Leitfäden gestützten Interviews dauerten durchschnittlich 60 Minuten. Die Auswertung der problemzentrierten Interviews erfolgte mithilfe der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayering.

Die **Interviews in der ersten Erhebungswelle** mit den Bewohner/innen vor Einzug in die betreubare Wohnanlage in Linz-Pichling fanden im April und Mai 2010 in deren „alten Wohnungen“ statt. Dabei wurde zum einen versucht, die Beweggründe der zukünftigen Bewohner/innen für den Einzug in betreubares Wohnen in Linz-Pichling zu erheben. Zum anderen sollten die Interviewpartner/innen über ihre konkreten Erwartungen an diese Wohnform und an die Serviceangebote sowie an die eingesetzten assistiven Technologien berichten. Folgende Kernergebnisse der ersten Erhebungswelle sind hervorzuheben:

- Das Hauptmotiv der Bewohner/innen für den Einzug in die betreubaren Wohnungen in Linz-Pichling war die **geographische Lage** der Wohnungen. Die Befragten haben sich primär für die konkrete Wohnanlage in Linz-Pichling entschieden, um ihren erwachsenen Kindern näher zu sein und von diesen unterstützt zu werden, ohne sie aber zu belasten.

- Als weiteren wichtigen Punkt der betreubaren Wohnungen sahen die interviewten Personen deren handhabbare Größe, da größere Wohnungen eine Belastung für sie darstellten. Außerdem sprach die **Barrierefreiheit der neuen Wohnungen** die interviewten Personen sehr an.
- **Soziale Kontakte** waren insbesondere von den alleinlebenden Männern in der Stichprobe gewünscht und ebenfalls ein Grund für den Einzug in eine betreubare Wohnung. Insbesondere die Tatsache Nachbar/inne/n zu haben, mit denen man, wenn man will, in Kontakt treten kann, sahen viele interviewte Personen, als positiven Aspekt dieser Wohnform.
- Das Angebot des betreubaren Wohnens war für die interviewten Personen auch deshalb attraktiv, weil es ein **Gefühl der Sicherheit** vermittelt (durch die Ansprechperson vor Ort und Nachbar/inne/n), aber dennoch eigenständig **nach eigenen Vorstellungen leben können**. **Privatsphäre** wurde insbesondere von alleinlebenden Frauen als wichtiges Gut und die eigene Wohnung als Refugium angesehen.
- Teilweise hatten die Bewohner/innen sehr **hohe Erwartungen an das Angebot** betreubaren Wohnens. Einige rechneten damit, dass sie bei einer Gesundheitsverschlechterung automatisch ins angrenzende Seniorenheim wechseln könnten und nannten dies als unterstützenden Grund für den Einzug in die betreubare Wohnung. Sehr breitgefächerte Erwartungen hatten die Personen an die Aufgaben, die die Ansprechperson zu erfüllen hat.
- Die besondere **technische Ausstattung** der Wohnungen war für die Entscheidung, in die Pichlinger Wohnanlage einzuziehen nicht ausschlaggebend. Die **Erwartungen an die assistiven Technologien** waren noch weitgehend undefiniert. Aus den Informationsangeboten im Vorfeld der Übersiedlung waren den Gesprächspartner/innen Personen insbesondere technische Komponenten, die ihre Sicherheit erhöhen würden, in Erinnerung geblieben.

Um die Veränderungen der Lebenssituation der Bewohner/innen erfassen zu können, wurden diese im Jänner 2011, vier Monate **nach Einzug**, zu bestimmten Aspekten ihrer neuen Wohnsituation befragt. Dabei lag der Fokus auf der Exploration der **Wirkung Betreubaren Wohnens** im Allgemeinen und **von AAL** im betreubaren Wohnen auf sozialpolitische relevante (Zwischen)ziele. Dabei standen die Veränderungen der Wohnsituation, der Alltagsgestaltung, des Soziallebens sowie weiterer, für die Lebensqualität relevanter Faktoren im Vordergrund. Die wesentlichen Ergebnisse der **zweiten Erhebungswelle** können wie folgt zusammengefasst werden:

- Die Auswertungen der durchgeführten Interviews weisen generell auf eine **positive Entwicklung des Wohlbefindens** der Bewohner/innen durch betreubares Wohnen und AAL-Technologien hin. Aus Sicht der Bewohner/innen bietet die neue Wohnsituation die Möglichkeit, ein großes Maß an Selbständigkeit zu erhalten bzw. wiederzuerlangen. Durch die **geringere Nutzfläche** und die **Barrierefreiheit** der neuen Wohnungen sowie durch die **verbesserte Infrastruktur** erleichterte sich der Alltag der Interviewpartner/innen.
- Das **Untersützungsnetzwerk** der befragten Personen hat sich durch den Einzug in betreubares Wohnen in Linz-Pichling positiv verändert bzw. durch die zusätzliche Hilfe seitens

der neuen Nachbar/inne/n und der Ansprechperson der Miteinander GmbH verbessert. Die Bewohner/innen die nach dem Umzug nun Angehörige in der Nähe wissen, fühlten sich dadurch sicherer und meinten bei Bedarf besser von der Familie unterstützt zu werden.

- Die **sozialen Kontakte** wurden mit den **neuen Nachbar/inne/n wesentlich erweitert**. Bei den sozialen Kontakten in der betreubaren Wohnanlage handelte es sich um echte zusätzliche und nicht um kompensatorische Kontakte. Insbesondere jene Personen, die sich eine Verbesserung ihrer sozialen Situation durch den Einzug erhofften, fühlten sich in der neuen Wohnumgebung nicht mehr einsam. Die Interviewpartner/innen schätzten am Angebot des betreubaren Wohnens, dass sie zwar ihre eigene Wohnung haben, aber dennoch in einer Gemeinschaft leben und dadurch täglich mit jemandem sprechen können. Auch die Aktivitäten innerhalb der Einrichtung, die von der sozialen Betreuung organisiert wurden, bereicherten das Sozialleben der Bewohner/innen.
- Der Erhalt der **Privatsphäre und von Autonomie** sind bedeutende Lebensqualitätsfaktoren für die Bewohner/innen. Die befragten Personen sahen die Attraktivität des Angebots darin, dass es ihnen die Möglichkeit bietet, sich in die eigene Wohnung zurückzuziehen, aber dabei dennoch zu wissen, dass sie nicht alleine sein müssen. Die Befragten hatten das Gefühl, ihr Leben in der betreubaren Wohnanlage nach ihren individuellen Wünschen und Bedürfnissen ohne Einschränkungen so gestalten zu können, wie sie das gerne möchten.
- Inwieweit nun die positive Wirkung auf die einzelnen Dimensionen der Lebensqualität auf den Einsatz und die Nutzung der AAL-Technologien zurückgeführt werden kann, ist aufgrund der kurzen Eingewöhnungsphase nur ansatzweise zu beantworten. Es zeigte sich, dass die **Akzeptanz** jener **assistiven Technologien** sehr groß ist, welche die persönliche Sicherheit erhöhen. Dazu zählen die Unterbrechung des Stromkreises bei Verlassen der Wohnung, die Herdplattenkontrolle und die Unterbrechung der Wasserzufuhr sowie Bewegungsmelder im Vorzimmer.
- Der so genannte „**Homebutler**“ stieß hingegen auf Akzeptanzprobleme, wiewohl die oben beschriebenen Sicherheitsfunktionen (auch) über diese Komponente erreicht wird. Dies schien den Bewohner/innen nicht ganz bewußt zu sein. Sie sprachen teilweise die als kompliziert empfundene Handhabung des Gerätes an. Manche waren in den ersten Wochen nach dem Einzug zu sehr mit anderen Alltagsproblemen und Neuerungen beschäftigt, um sich zusätzlich technischen Neuerungen zuzuwenden. Andere konnten sich wenig persönlichen Nutzen erkennen. Als Hemnis für die Nutzung des Homebutlers erwies sich auch, dass vier Monate nach Einzug noch nicht bekannt war, um welchen Preis das Gerät nach Ende der einjährigen, kostenfreien Testphase später genutzt werden könnte.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass betreubares Wohnen mit AAL-Technologien zur **Erreichung der sozialpolitischen Ziele**, speziell des Ziels einer **selbständigen und selbstbestimmten Lebensführung im Alter**, beiträgt. Die **Sicherheit** in Verbindung mit einer **autonomen Lebensführung** macht die Attraktivität des Angebots von betreubarem Wohnen für die befragten Bewohner/innen aus. Die **soziale Integration älterer Menschen** in dieser Wohnform verbesserte sich in quantitativer und qualitativer Hinsicht (Zahl der Beziehungen; Kontakthäufigkeiten). Die sozialen Beziehungen innerhalb der Einrichtung trugen dazu wesentlich

bei. Bei den sozialen Kontakten in der betreubaren Wohnanlage handelt es sich um echte zusätzliche und nicht um kompensatorische Kontakte.

Evaluationsforschung im Bereich betreubares Wohnen mit AAL-Technologien wird in Österreich nur wenig genutzt. Um das Lernpotenzial ausschöpfen zu können, ist es notwendig, nicht nur die erzielten Erfolge sondern insbesondere Verbesserungspotentiale des REAAL-Projektes auszuloten. Diesbezüglich wurden **praxisrelevante Empfehlungen** ausgearbeitet, die im Folgenden überblicksmäßig festgehalten werden:

- Geeignete Kommunikationsmittel und -wege (z.B.: andere Informationsveranstaltungen vor dem Einzug) sollten frühzeitig das **Missverständnis ausräumen** werden, dass es sich bei betreubarem Wohnen um ein Angebot mit **umfassender und ständiger Begleitung** handelt.
- **Zuständigkeits- und Aufgabenbereiche** der involvierten Träger und Personen müssen im Vorfeld nach klarer **kommuniziert** und **abzugrenzt werden**
- Eine **intensivere Unterstützung** und Betreuung der Bewohner/innen durch die Ansprechperson insbesondere **in der Umzugs- und Eingewöhnungsphase** sind empfehlenswert.
- Eine **engere Orientierung der Produktentwicklung an den Bedürfnissen der End-User** ist für die Akzeptanz des Angebots der AAL-Technologien unausweichlich.
- **Ausführliche und zielgruppengerechte Informationen** sind für die Beseitigung von Akzeptanzproblemen seitens der Bewohner/innen notwendig.
- Nicht zuletzt scheint es zielführend, **Angehörige** in diese Vermittlung der AAL-Angebote **systematisch einzubeziehen**.

1. Einleitung

1.1. Untersuchungsgegenstand

Vor dem Hintergrund des demographischen und sozialen Wandels stellt die zukünftige Leistbarkeit und Qualität des Wohnens bzw. der Versorgung im Alter eine gesellschaftliche Herausforderung dar. Um dies zu gewährleisten, werden bereits heute neue Wohn- und Betreuungsformen für ältere Menschen entwickelt und erprobt. Eine solche, eher junge, Form der Betreuung bzw. des Wohnens für ältere Menschen sind im deutschsprachigen Raum die Modelle „betreubaren Wohnens“. Dieses Angebot soll es älteren Menschen ermöglichen, so lange wie möglich selbständig und sicher zu wohnen, ihre soziale Isolation zu verhindern und eine gute Lebensqualität zu sichern.

Betreutes bzw. betreubares Wohnen wird in Österreich und anderen europäischen Ländern im Zuge der Wohnbau- und Senior/inn/enpolitik gefördert. Für Österreich wird in den kommenden 20 Jahren von allen Bundesländern (mit der Ausnahme Kärntens) ein Ausbau des Angebots an entsprechenden Angeboten und eine entsprechend erhöhte Zahl an Nutzer/inn/en erwartet (vgl. Buchinger 2010: 95ff). Diese Planungen betreuten bzw. betreubaren Wohnens können sich im deutschsprachigen Raum bislang nur ansatzweise auf dokumentierte Erfahrungen und wissenschaftliche Befunde stützen.

Große Erwartungen bei der zukünftigen Versorgung älterer Menschen setzt man auch in Ambient-Assisted-Living(AAL)-Technologien. AAL-Technologien (Assistive Technologien) zielen darauf, Menschen in ihren alltäglichen Handlungen zu unterstützen, Einschränkungen zu kompensieren und – ähnlich wie betreubares Wohnen – älteren Menschen lange ein selbstbestimmtes Leben in ihren eigenen vier Wänden zu ermöglichen. Des Weiteren erhofft man sich durch den Einsatz von Assistiven Technologien eine Reduktion der Kosten im Pflege- und Gesundheitsbereich. Trotz dieser Visionen und finanzieller Förderungen auf der europäischen wie auf der nationalen Ebene haben sich Assistive Technologien am Markt bislang nicht flächendeckend durchgesetzt und es existieren bislang kaum realisierte AAL-Gesamtlösungen. Die Evaluierung der Effektivität und Effizienz von AAL-Lösungen wird nur punktuell betrieben, so dass auch dazu wenige Erkenntnisse vorliegen.

Im Rahmen des REAAL-Projekts¹ werden die beiden Ansätze – betreubares Wohnen einerseits und Ambient-Assisted-Living(AAL)-Technologien andererseits – zur Sicherung selbstbestimmten Alterns bei guter Lebensqualität innovativ kombiniert. Dies geschieht, indem ein Bündel von Technologien in das besondere Setting „betreubares Wohnen“ integriert wird: In Linz-Pichling wurden insgesamt 25 betreubare Wohnungen mit Assistiven Technologien ausgestattet. Das AAL Paket beinhaltet sowohl alle notwendigen technischen Einrichtungen (vitale und unterstützende Systeme, TV, Internet, Telefonie) als auch Services (Lebensmittelzustellung, Wäschedienst,

¹ Den 25 Bewohner/innen des betreubaren Wohnens in Linz-Pichling wurde für den Zeitraum von einem Jahr eine AAL-Gesamtlösung zur Verfügung gestellt. Die sozialpolitische Evaluierung sollte prüfen, ob Angebote des betreubaren Wohnens im Allgemeinen und das spezielle Angebot betreubaren Wohnens in einem AAL setting in Linz-Pichling den damit verbundenen Zielsetzungen auf individueller und gesellschaftlicher Ebene entsprechen.

mobile Dienste, Vorortbetreuung durch Sozialbetreuungsorganisationen, Seniorennotruf, etc.). Das REAAL Projekt gilt damit als „das erste Ambient Assisted Living Großprojekt Österreichs“ (Goetzloff 2010). Das REAAL-Projekt wurde vom Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie durch das FFG Programm „benefit“ gefördert.

Das Forschungsinstitut für Altersökonomie der Wirtschaftsuniversität Wien zeichnete bei diesem kooperativen Projekt für die sozialpolitische Begleitforschung verantwortlich. Ziel war es, im Zuge einer qualitativen Längsschnittstudie, die Beweggründe für den Einzug in betreubares Wohnen und die Erwartungen an das neue Wohnumfeld zu erfassen sowie die Wirkungen von betreubarem Wohnen im Allgemeinen und speziell in Kombination mit AAL- Technologien auf die Lebensqualität der Bewohner/innen zu explorieren. Ein zweites Forschungsmodul, das Institut für Marketing – Strategieberatung GmbH in Innsbruck, analysierte in diesem Modellprojekt zusätzlich die Akzeptanz und das Nutzungsverhalten mit Bezug auf AAL- Technologien. (Schmelzenbach/Krimbacher et al. 2011).

1.2. Aufbau des Forschungsberichts

Der vorliegende Forschungsbericht strukturiert sich in neun Kapitel. Nach dem einleitenden Kapitel 1 folgen zwei Kapitel zur Klärung der Konzepte „betreubares Wohnen (Kapitel 2) und Ambient Assisted Living (AAL) (Kapitel 3). Dabei wird jeweils eine Definition angeboten, die politischen Ziele und Maßnahmen der Förderung dieser Angebote für ein selbstbestimmtes Altern dargelegt und auf die bisherige Bedeutung/Verbreitung von betreubarem Wohnen und AAL eingegangen.

Das Kapitel 4 bietet den konzeptionellen Rahmen für die Analyse von AAL in betreubarem Wohnen. Es befasst sich mit Lebensqualität im Alter und mit sozialer und ökologischer Gerontologie.

Im Kapitel 5 erfolgt ein Blick auf den Forschungsstand zum Thema betreubares Wohnen sowie Smart Homes und AAL-Technologien.

Im Kapitel 6 werden die Methodik und das Forschungsdesign diskutiert sowie das Sample beschrieben, bevor im Kapitel 7 auf die Ergebnisse der Interviews mit den Bewohner/inne/n eingegangen wird.

Im Kapitel 7 werden die Ergebnisse der Interviews mit den Bewohner/inne/n der ersten Erhebungswelle vor Einzug die betreubaren Wohnungen sowie der zweiten Erhebungswelle nach Einzug in betreubares Wohnen in Linz-Pichling dargestellt.

Im Kapitel 8 werden die Forschungsergebnisse unter Einbeziehung der Untersuchungen anderer Autor/innen überblicksmäßig dargestellt und diskutiert.

Kapitel 9 widmet sich schließlich den Schwierigkeiten, die im Rahmen der Umsetzung betreuten Wohnens in Pichling auftraten. Darauf aufbauend werden Handlungsempfehlungen formuliert, die als Hilfestellung für die Realisation zukünftiger Projekte dienen sollen.

2. Betreubares Wohnen

2.1. Definition und Ziele von betreubarem Wohnen

Unter betreutem bzw. betreubarem Wohnen für ältere Menschen versteht man ein Angebot, bei dem eine altengerechte Wohnsituation (barrierefreie Wohnung) mit konkreten Betreuungsleistungen (Notruf, Ansprechperson) kombiniert wird. Obwohl **keine exakte Definition** dieser Betreuungs- bzw. Wohnform existiert und es Unterschiede bei der Organisationsform bzw. der Art und dem Umfang der Leistungen gibt, herrscht weitgehende Einigkeit über die Ziele, die mit dieser Wohnform verfolgt werden:

Laut Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz ist das **Ziel des Angebots von betreubaren Wohnungen** *„die selbständige Lebensführung in einer altersangepassten Wohnung mit organisiertem Betreuungsnetz zu fördern und selbst bei Pflegebedarf eine Übersiedlung in ein Heim zu vermeiden oder zumindest hinaus zu schieben.“* (BMSK 2008: 409)

Das Angebot an betreubaren Wohnungen soll es älteren Menschen ermöglichen, ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu bewahren, und ihnen Sicherheit bieten. Des Weiteren soll der Wohncharakter im Vergleich zum Pflegecharakter in den Vordergrund gestellt werden. Personen, die in betreubare Wohnungen einziehen, müssen noch zu einer selbständigen Lebensführung im Stande sein und sich selbst versorgen können. Betreute Einrichtungen können in einer stationären Einrichtung integriert sein oder ohne Anbindung an ein Heim existieren.²

Durch das Fehlen einer exakten Definition kommt es häufig zu falschen Erwartungen und Missverständnissen. So ist die Erwartungshaltung vieler potentieller Nutzer/innen fälschlicherweise, dass es sich bei betreubarem Wohnen um eine Rund-um-die-Uhr-Versorgung handelt.³

Die Bezeichnungen, das Leistungsangebot und die Zielgruppen von verschiedenen Angeboten betreubaren Wohnens variieren im internationalen Vergleich (wie auch teilweise zwischen sub-nationalen Einheiten, wie den Bundesländern). Der Überbegriff im britischen Englisch für alle Formen von betreubarem Wohnen ist **„Housing With Care“**. Im amerikanischen Englisch wird in Bezug auf betreubares Wohnen generell von **„Assisted Living“** gesprochen.

Speziell in Großbritannien sind die Zielsetzungen und das Leistungsausmaß für diese Angebote anders gesetzt als hierzulande. Dort sind überblickshaft zwei Formen des betreubaren Wohnens zu unterscheiden, wobei die Unterscheidung auf Basis der Betreuungsbedürftigkeit der Bewohner/innen und der angebotenen Services erfolgt. Auf der einen Seite steht **„Sheltered Housing“**, das sich bereits in den 1950er und 1960er Jahren entwickelt hat und am ehesten mit betreubarem Wohnen im deutschen Sprachgebrauch vergleichbar ist. **„Sheltered Housing“** soll

2

<http://www.infoservice.bmsk.gv.at/InfoService2/altenpflegeheime/begriffserklaerungen.html;jsessionid=51FDB062F792E1717C44EB288F9E565A> (Abrufdatum: 31.5. 2010)

³ Quelle: Interview mit Vertreterin des Amtes für Soziales, Jugend und Familie der Stadt Linz (Z 45-57)

ältere Menschen z.B. durch eine Ansprechperson („Warden“) und durch ein Alarmsystem unterstützen, unabhängig und selbstbestimmt zu leben. Pflegeleistungen werden grundsätzlich nicht angeboten. Auf der anderen Seite gibt es „**Extra Care Housing**“ bzw. „**Very Sheltered Housing**“. Dieses entwickelte sich in den 1990er Jahren. In diesen Wohnformen wird 24h-Pflege angeboten, welche je nach Bedarf in Anspruch genommen werden kann. „Extra Care Housing“ soll eine Alternative zu stationärer Pflege darstellen. Ziel dieser Wohnform ist es, trotz hohem Pflegebedarf Unabhängigkeit und Flexibilität so lange wie möglich zu garantieren. (vgl. Darton/Muncer 2005; Vallyelly/Kaur 2008)

Problematisch sehen auch Hawes/Phillips et al. (2003) die fehlende Definition von betreubarem Wohnen („Assisted Living“). In ihrer Studie, in der sie „Assisted Living“-Einrichtungen am Land und in der Stadt in den USA verglichen, zeigte sich, dass der Großteil der als „Assisted Living“-Einrichtungen bezeichneten Anlagen, nicht mit der Philosophie von betreubarem Wohnen⁴ übereinstimmten, sondern 60 Prozent der „Assisted Living“-Einrichtungen am Land und 59 Prozent der Einrichtungen in der Stadt eher der herkömmlichen Form „Board and Care“ mit wenig Dienstleistungen und wenig Privatsphäre entsprachen. Nur 7 Prozent der ländlichen Einrichtungen und 11 Prozent der Wohnanlagen in der Stadt boten ein hohes Maß an Service und Privatsphäre und entsprachen somit den eigentlichen Zielen des betreubaren Wohnens. Für diesen Vergleich von ländlichen und städtischen betreubarem Wohnanlagen wurde eine Zufallsstichprobe der „Assisted Living“-Einrichtungen in den USA im Jahr 1998 erstellt, wobei 1251 Telefoninterviews mit Geschäftsführer/innen von „Assisted Living“-Einrichtungen geführt wurden.

2.2. Verbreitung und Förderung betreubaren Wohnens in Österreich

2.2.1. Betreubares Wohnen in Österreich im Überblick

Betreutes bzw. betreubares Wohnen⁵ ist im deutschsprachigen Raum eine relativ junge Form der Betreuung bzw. des Wohnens für ältere Menschen (in OÖ seit 1996), welche jedoch zunehmend an Bedeutung gewinnt. (vgl. BMSK 2008: 408) In Österreich ist in den kommenden 20 Jahren ein Ausbau des Angebots an entsprechenden Angeboten vorgesehen. (vgl. Buchinger 2010:95ff)

Die Informationen bzw. Daten über die **Verbreitung betreubaren Wohnens in Österreich** sind sehr lückenhaft. So geben im Pflegevorsorgebericht 2008 des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (2010) lediglich zwei Bundesländer Zahlen zu betreuten Wohnungen im Altenbereich an. In Wien gab es demnach 2009 8.093 *betreute Wohnplätze* im Altenbereich und in der Steiermark 1.690 Plätze (Berichtszeitraum 1.1.2009-31.12.2009). Über die

⁴ Assisted living is a „congregate residential setting that provides or coordinates personal services, 24-hour supervision, and assistance (scheduled and unscheduled), activities, and health related services; designed to minimize the need to move; designed to accommodate residents' changing needs and preferences; designed to maximize residents' dignity, autonomy, privacy, independence and safety; and designed to encourage family and community involvement“. (Assisted Living Quality Coalition 1998)

⁵ Im Folgenden wird der Begriff betreubares Wohnen verwendet, da dies im Land Oberösterreich der gebräuchliche Begriff ist.

Anzahl an älteren Personen in betreuten Wohnungen sind im Pflegevorsorgebericht lediglich die Zahlen von Wien (9.640 Personen) angeführt. (vgl. BMSK 2008: 150f). Aktuellere Zahlen wurden auf Anfrage im Juni 2011 leider nicht zur Verfügung gestellt. Angaben zu weiteren Bundesländern sind wissenschaftlichen Studien zu entnehmen:

Gemäß einer Studie von Geser-Engleitner (2008) existieren in Vorarlberg 14 Einrichtungen mit insgesamt 182 Wohneinheiten, die einem erstellten Kriterienkatalog für betreutes Wohnen (Standort, bauliche Anforderungen, Grund- und Walleistungen, Transparenz) entsprechen. (vgl. Geser-Engleitner 2008: 31f) Buchinger (2010: 95 ff.) hat die Inanspruchnahme betreubaren Wohnens in den Jahren 2009/10 in allen österreichischen Bundesländern im Rahmen von Expert/inn/eninterviews in den zuständigen Landesverwaltungsstellen erhoben. Seine Angaben auf Basis der Auskünfte der Expert/inn/en für 2008 sind in Tabelle 1 zusammengestellt:

Tabelle 1: Bewohner/innen betreubarer Wohnungen 2008 nach Bundesländern

Anzahl der Bewohner/innen in betreubaren Wohnungen 2008	
Burgenland	62
Kärnten	k. A.
Niederösterreich	755
Oberösterreich	2.022
Salzburg	749
Steiermark	749
Tirol	253
Vorarlberg	164
Wien	3.367
Summe	8.121

Quelle: Buchinger (2010: 95ff)

Betreutes bzw. betreubares Wohnen wird in Österreich und anderen europäischen Ländern im Zuge der Wohnbau- und Seniorenpolitik gefördert. In Österreich obliegt die **Förderung von betreubaren Wohnungen** den Landesbehörden. Die Bundesländer fördern die Errichtung von betreubaren Wohnungen entweder im Rahmen des normalen Wohnbaus oder mit Sonderförderungen aus Wohnbaumitteln. In der Steiermark und in Oberösterreich sind betreubare Wohnungen quantitativ in der Sozialplanung festgelegt. (vgl. BMSK 2008: 150f)

2.2.2. Betreubares Wohnen in Oberösterreich

Betreubare Wohnungen werden in Oberösterreich seit 1996 gefördert. Das bisherige Fördervolumen beläuft sich auf 259,8 Mio. Euro in Form von Direktdarlehen des Landes Oberösterreich. Zum Stichtag 31. 12. 2010 gab es in Oberösterreich 3.026 betreubare Wohnungen. Laut Bedarfs- und Entwicklungsplan des Landes Oberösterreich (BEP) wird betreubares Wohnen als ein Angebot für Menschen gesehen, die aufgrund von baulichen Bedingungen in ihrer eigenen Wohnung nicht mehr mobil sind und die einen leichten bis mittleren Pflegebedarf haben. Betreubares Wohnen dient als Vorangebot zu stationärer Pflege.

Die **Ziele**, die die Wohnbau- und Sozialabteilung des Landes Oberösterreich mit dem Angebot von betreubaren Wohnungen vor dem Hintergrund des sozialen Wandels verfolgen, entsprechen jenen des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz. Gemäß der Wohnbau- und Sozialabteilung des Landes Oberösterreich sollen betreubare Wohnungen älteren Menschen ermöglichen, so lange wie möglich, **selbständig** zu wohnen und ihnen dabei **Sicherheit** zu gewähren. Diese Wohnform soll außerdem **soziale Isolation** älterer Menschen **vermeiden** und ihre **Lebensqualität** fördern. (vgl. Land Oberösterreich 2006: i). Die Barrierefreiheit und die Sicherstellung bzw. Organisation von Betreuungsleistungen in betreubaren Wohnungen soll einen Heimaufenthalt von älteren Personen vermeiden bzw. hinauszögern. (vgl. Land Oberösterreich 2006: 16)

Die **Zielgruppe** betreubaren Wohnens in Oberösterreich sind konkret Personen, die ohne das Angebot einer betreubaren Wohnung möglicherweise einen Heimplatz in Anspruch nehmen würden oder müssten. Das sind im Besonderen ältere Menschen ab 70 Jahren, Menschen mit leichten bis mittleren funktionalen Einschränkungen (Pflegegeldbezug, Rollstuhlfahrer), 60-jährige und älter mit einem mangelhaftem, nicht altersgerechtem Wohnstandard (kein Lift, schlechte Heizung, entlegene Lage) sowie ältere Personen, die über Empfehlung der Mobilen Dienste aufgrund ihrer besonderen sozialen Situation Anspruch auf eine betreubare Wohnung geltend machen können. Personen, die in betreubare Wohnungen einziehen, müssen noch zu einer selbständigen Lebensführung im Stande sein und sich selbst versorgen können.

Betreubare Wohnungen für ältere Personen werden vom Land Oberösterreich seit 2011 mit 60 Prozent der Errichtungskosten gefördert.⁶ Vor dem Stopp der Förderung neuer Projekte seitens des Wohnbauressorts des Landes Oberösterreich im April 2010 wurden die Errichtungskosten betreubarer Wohnungen zu 90 Prozent aus Wohnbaufördermitteln des Landes Oberösterreich finanziert.⁷ Die (Ziel-)Versorgungsquote⁸ mit betreubaren Wohnungen lag im Jahr 2009 in

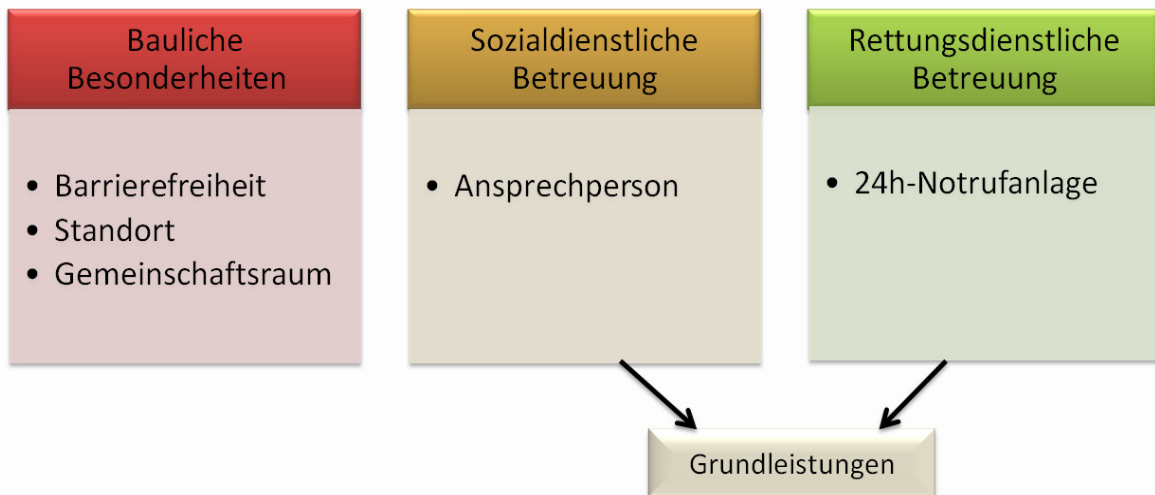
⁶ Quellen: schriftlichen Auskunft per Mail vom 9.6.2011 einer Vertreterin der Abteilung Förderung und Sozialplanung des Amtes für Soziales, Jugend und Familie der Stadt Linz

⁷ siehe dazu: <http://www.nachrichten.at/nachrichten/wirtschaft/wirtschaftsraumooe/art467,366555> , <http://www.nachrichten.at/oberoesterreich/linz/art66,370709>, <http://www.caritas-linz.at/aktuell/news/news/artikel/2456/300/> (Abrufdatum 31.5.2010)
Die Wohnanlage in Linz-Pichling ist von diesem Förderungsstopp nicht betroffen.

⁸ Die Messung der (Ziel)Versorgungsquote basiert auf der Bedarfs- und Entwicklungsplanung der Pflegevorsorge, die vorsieht, dass für 3,0 % der 70jährigen und älter eine betreubare Wohnung zur Verfügung

Oberösterreich bei 83,76 Prozent.⁹ (vgl. Land Oberösterreich 2009: 35) „Förderungen für betreubare Wohnungen werden seitens der Wohnbauförderung nur gewährt, wenn die Errichtung dieser Wohnungen in Anbindung an ein (bestehendes) Alten- und Pflegeheim erfolgt.“¹⁰ Diese räumliche Anbindung an ein bestehendes Pflegeheim trifft auch auf die betreubare Wohnanlage in Linz-Pichling zu.

Abbildung 1: Besonderheiten betreubarer Wohnungen



Quelle: eigene Darstellung, vgl. Land Oberösterreich 2006: 5ff

Damit gemeinnützige Bauvereinigungen, Gemeinden oder gemeinnützige Vereine in Oberösterreich eine Wohnbauförderung für betreubare Wohnungen zugesprochen bekommen, müssen bestimmte Anforderungen erfüllt werden. Zu diesen Anforderungen zählen **bauliche Vorgaben**, die in einem Kriterienkatalog aufgelistet sind (z.B. Barrierefreiheit, Gemeinschaftsraum) (vgl. Land Oberösterreich 2006: 8ff), die Wahl des **Standortes**, der eine selbständige Lebensführung ermöglichen muss, sowie eine Gewährleistung der Betreuungssicherheit durch eine **24-Stunden-Notrufanlage** und eine **Ansprechperson**, die 2 Stunden pro Monat pro Wohnung anwesend sein muss. Zusätzlich zu diesen Grundleistungen, für die ein Betreuungszuschlag¹¹ zu bezahlen ist, können die Bewohner/innen bei Bedarf

stehen soll, wobei von einer durchschnittlichen Belagszahl von 1,3 Personen pro Wohnung auszugehen ist. (Magistrat der Landeshauptstadt Linz 2009: 27)

⁹ Quellen: schriftlichen Auskunft per Mail vom 9.6.2011 einer Vertreterin der Abteilung Förderung und Sozialplanung des Amtes für Soziales, Jugend und Familie der Stadt Linz

¹⁰ Quelle: schriftlichen Auskunft per Mail vom 6.10.2010 des Amtes der Oberösterreichischen Landesregierung, Direktion Soziales und Gesundheit, Abteilung Wohnbauförderung.

¹¹ Der Betreuungszuschlag pro Wohnung in der Wohnanlage in Pichling beträgt 55 Euro im Monat. Für das Rufhilfegerät sind 18,17 Euro (für eine Person) bzw. 22,17 Euro (für zwei Personen) zu zahlen.

Wahlleistungen in Anspruch nehmen, welche sie aber zukaufen müssen. (vgl. Land Oberösterreich 2006: 5ff)

In **Linz**, wo das REAAL-Projekt im Stadtteil Pichling lokalisiert ist, wurden im Jahr 2000 die ersten betreubaren Wohnungen errichtet. Gemäß Bedarfs- und Entwicklungsplan des Landes Oberösterreich sollen für 3 Prozent der 70-jährigen und älteren Personen betreubare Wohnungen zur Verfügung stehen. Für die Stadt Linz ergab sich daraus ein Sollwert für das Jahr 2010 von 590 betreubaren Wohnungen, für das Jahr 2015 von 615 betreubaren Wohnungen. Aufgrund von Budgeteinsparungen wurden allerdings die Wohnbaufördermittel gekürzt. Damit stand ab 2011 das vorangehende Finanzierungsmodell, welches eine Förderung von 90 Prozent der Errichtungskosten von betreubaren Wohnungen vorgesehen hatte, nicht mehr zur Verfügung¹² (vgl. Land Oberösterreich 2009: 35) Im Jahr 2010 gab es in Linz bereits 377 betreubare Wohnungen, darunter auch 25 Wohnungen in Linz-Pichling (Stand 31. Dezember 2010). In Bau befindet sich nach dem alten Versorgungskonzept kein Projekt mehr.

¹² Quellen: schriftlichen Auskunft per Mail vom 9.6.2011 einer Vertreterin der Abteilung Förderung und Sozialplanung des Amtes für Soziales, Jugend und Familie der Stadt Linz

3. Ambient Assisted Living und Smart Homes

3.1. Begriffliche Grundlagen

Im Rahmen des Projektes „REAL“ wird ein Bündel von Technologien, die eine selbstständige Lebensführung im Alter erleichtern und absichern sollen, in ein besonderes Setting integriert.

Diese Technologien werden als **Assistive Technologien** bzw. **Ambient Assisted Living (AAL)-Technologien** bezeichnet. Nach der Definition der Royal Commission on Long Term Care (UK) umfasst der Begriff „Assistive Technology“ (AT) *„any device or system that allows an individual to perform a task they would otherwise be unable to do or increases the ease and safety with which the task can be performed“* (Lansley 2001: 439) Demnach sollen Assistive Technologien bzw. „Ambient Assisted Living“(AAL)-Technologien Menschen in ihren alltäglichen Handlungen unterstützen und Einschränkungen bestmöglich kompensieren. (vgl. Maier/Roux 2008: 10) Dies können beispielsweise telemedizinische Lösungen auf Basis von Mikrosystem- und Kommunikationstechnik oder intuitiv bedienbare Kommunikationsmittel sein.¹³

Lewin/Adshead et al. (2010) unterteilen Assisted Living Technologies in folgende Sparten:

- Telecare und Telehealth Services: Technologien, durch die kosteneffektiv alten Menschen zuhause Pflege und Gesundheitsversorgung geboten werden können und sie dadurch länger zuhause bleiben können
- Digital Participation Services: Dazu zählen Technologien, die soziale Interaktion und somit die soziale Integration älterer Menschen fördern.
- Wellness Services: Solche Technologien ermutigen ältere Menschen dazu, einen gesunden Lebensstil zu führen
- Teleworking Services: Durch diese Technologien wird älteren Menschen ermöglicht, länger zur Gesellschaft und Wirtschaft einen Beitrag zu leisten.

Da es sich bei den eingesetzten Technologien in der Wohnanlage in Linz-Pichling um ein aufeinander abgestimmtes Bündel an Technik handelt – eine sogenannte AAL-Gesamtlösung –, kann man die Wohnungen, in denen die Bewohner/innen in Linz-Pichling wohnen, als „**Smart Homes**“ bezeichnen. Laut Demiris/Hensel et al. (2008) ist ein Smart Home *„a residence equipped with technology that enhances safety of residents and monitors their health conditions.“* (Demiris/Hensel et al. 2008: 120) Als Smart Homes werden demnach Häuser oder Wohnungen bezeichnet, die mit aufeinander abgestimmten Assistiven Technologien ausgestattet sind, welche selbsttätig auf die Probleme und Bedürfnisse der Bewohner/innen reagieren bzw. abweichendes Verhalten erkennen und eigenständig agieren können (z.B. Abschalten der Herdplatte) (vgl. Blaschke/Freddolino et al. 2009: 644). Smart Homes beinhalten häufig Systeme zur Automation und Kontrolle der Umgebung im Haus (z.B. Licht- und Türsteuerung), Alarmsysteme, Sensoren

¹³ vgl. <http://www.aal-deutschland.de/deutschland> (Abrufdatum: 8.6.2010)

zum Monitoring (von z.B. Mobilität, Aktivität) Medikamentenerinnerungssysteme und Systeme zum Informationsaustausch. (vgl. Courtney/Demiris et al. 2008: 196; Tolar 2008: 18) Die via Sensoren gesammelten Daten können an Angehörige oder den Arzt/die Ärztin weitergeleitet werden.

3.2. Ziele von AAL-Technologien und Smart Homes

Über die Ziele des Einsatzes Assistiver Technologien und Smart Homes herrscht in der Literatur weitgehend Einigkeit. AAL-Technologien (Assistive Technologien) zielen darauf, Menschen in ihren alltäglichen Handlungen zu unterstützen, Einschränkungen zu kompensieren und – ähnlich wie betreubares Wohnen – älteren Menschen lange ein selbstbestimmtes Leben in ihren eigenen vier Wänden zu ermöglichen. Als Treiber für den Einsatz moderner Technologien wird vor allem der demografische und soziale Wandel genannt, worunter man in diesem Zusammenhang die Zunahme der Lebenserwartung, die Abnahme des familiären Pflegepotenzials (und möglicherweise auch der Pflegebereitschaft von Angehörigen) und folglich die Zunahme der expliziten Kosten im Pflege- und Gesundheitssystem versteht. (vgl. Waibel 2007: 11; Meyer/Schulze 2010: 5)

Mit dem Einsatz von Technik soll älteren Menschen eine **möglichst durchgängige Versorgung zu Hause** und die Aufrechterhaltung der **Selbständigkeit und Unabhängigkeit** durch Unterstützung bei alltäglichen Aufgaben ermöglicht werden. Durch den Einsatz von Assistiven Systemen erhofft man sich gesteigerte **Sicherheit** und ein erhöhtes **Sicherheitsgefühl** für ältere Personen. Dadurch kann sowohl die **Lebensqualität** der zu betreuenden als der Betreuungspersonen, die durch Technik entlastet werden sollen, gesteigert werden. Durch Assistive Technologien und Monitoring kann insbesondere der **Gesundheitszustand** der älteren Personen überwacht werden. Sie ermöglichen erleichtern den Zugang zu sozialen, medizinischen und Notfallsystemen. Schwerwiegende gesundheitliche Probleme können so hinausgezögert bzw. in kritischen Situationen kann früher eingegriffen werden. (vgl. Grauel/Spellerberg 2007: 192; Chan/Estève et al. 2008: 57; Courtney/Demiris et al. 2008: 196; Mahmood/Yamamoto et al. 2008: 105; Tolar 2008: 4f; Blaschke/Freddolino et al. 2009: 641ff.; VDE oJ: 15)

Nicht zuletzt soll die stationäre Aufnahme älterer Menschen in ein Pflegeheim hinausgezögert bzw. vermieden werden z.B. durch Monitoring sowie Sturz- und Unfallvermeidungen und eine **Reduktion der Kosten(steigerung) im Pflege- und Gesundheitsbereich** herbeigeführt werden. (vgl. Agree/Freedman et al. 2005: 272; Chan/Estève et al. 2008: 55; Mahmood/Yamamoto et al. 2008: 105; Tolar 2008: 5)

3.3. Förderungen für AAL-Projekte

Die in Abschnitt 3.2 genannten Ziele werden auch mit Förderungen auf EU-Ebene und auf nationaler Ebene verfolgt und unterstützt. 23 Mitgliedsländer und assoziierte Länder der Europäischen Union haben 2007 das „Ambient Assisted Living Joint Programm“ (AAL-JP) gegründet und sich verpflichtet, nationale Fördermittel im Zeitraum von 2008-2013 verbindlich

für das Programm bereitzustellen. Insgesamt stehen somit 50 Millionen Euro pro Jahr für Forschungsvorhaben und Entwicklungen im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologien und Assistenzsysteme zur Verfügung.¹⁴ Auch das Projekt REAAL wurde vom Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie im Zuge des Programmes „benefit“ finanziert. Ziel dieses Förderprogrammes ist es, die Entwicklung von innovativen Technologie-Produkten und technologiegestützten Dienstleistungen zu fördern und somit die Lebensqualität für die NutzerInnen zu steigern und ebenfalls Marktpotenziale für Österreichische Unternehmen zu erschließen.¹⁵

Trotz dieser Visionen und der finanziellen Förderungen auf der europäischen wie auf der nationalen Ebene haben sich Assistive Technologien am Markt bislang nicht flächendeckend durchgesetzt und es existieren bislang kaum realisierte AAL-Gesamtlösungen. Unter Assistiven Technologien haben Notruftelefone die größte Verbreitung, wobei die Durchdringungsrate in Österreich (4% der SLOW/NO-GOS Zielgruppe) im Vergleich zu anderen Ländern (z.B. Großbritannien 40%) sehr niedrig ist. (vgl. Waibel 2007: 34)

¹⁴ Vgl. <http://www.aal-deutschland.de/europa> (Abrufdatum 8.6.2010)

¹⁵ Vgl. <http://www.ffg.at/content.php?cid=743> (Abrufdatum 8.6. 2010)

4. Konzeptioneller Rahmen für die Analyse von AAL im betreubaren Wohnen

4.1. Lebensqualität in betreubaren Wohnen – Kerndimensionen und Einflussfaktoren

Im Zuge des REAAL-Projektes wird erforscht, inwiefern das Ziel der Verbesserung und des Erhalts der Lebensqualität älterer Menschen, das mit der Errichtung von betreubaren Wohnungen und dem verstärkten Einsatz von AAL-Technologien verfolgt wird, erreicht wird. (vgl. Land Oberösterreich 2006: i; Meyer/Schulze 2010: 85) Deshalb ist zunächst eine theoretische Auseinandersetzung mit Lebensqualität im Alter notwendig, um einen Überblick über Definition, Konzepte, Kerndimensionen und Einflussfaktoren zu Lebensqualität im Alter zu erhalten. Jene Studien, deren Fokus auf den Zusammenhang von Lebensqualität und betreubares Wohnen liegt, werden unter Kapitel 5.1.4 näher betrachtet. Die aus der Literatur extrahierten Einflussfaktoren auf Lebensqualität bildeten eine wesentliche Grundlage für die Erstellung des Interviewleitfadens (siehe dazu 6.3) und die Auswertung des Interviewmaterials (siehe dazu Kapitel 7).

4.1.1. Definition von Lebensqualität

Lebensqualität umfassend zu definieren und adäquat zu messen, stellt sich als schwierig heraus. Es gibt viele Modelle, die sich mit den verschiedenen Bereichen, die auf die Lebensqualität einen Einfluss haben, auf unterschiedliche Weise auseinander setzen. Diese reichen von bedürfnisbasierten Ansätzen nach Maslow, über psychologische Modelle, gesundheitsbasierte Modelle, bis zu Ansätzen, die sich vor allem auf soziale Faktoren konzentrieren und Modelle, die sich mit dem Umfeld als Faktor für Lebensqualität beschäftigen. (vgl. Brown/Bowling et al. 2004: 13ff; Bowling 2005: 10ff)

Die meisten Forscher/innen sind sich darin einig, dass es sich bei Lebensqualität um ein komplexes, multi-dimensionales, dynamisches Konstrukt handelt, das auf aggregierter und individueller Ebene zu betrachten ist und sowohl objektive als auch subjektive Bewertungen umfasst. (vgl. O'Boyle 1997: 1873; Kruse 2003: 419; Brown/Bowling et al. 2004: 6f; Holzhausen/Bornschlegel et al. 2009: 355; Walker/Lowenstein 2009: 61)

Die WHOQoL Group (1993) definiert Lebensqualität folgendermaßen:

„Quality of life is defined as the individual's perception of their position in life in the context of the culture and value systems in which they live and in relation to their goals, expectations, standards and concerns. It is a broad ranging concept affected in a complex way by a person's physical health, psychological state, level of independence and their relationships to salient features of their environment“ (WHOQoL Group 1993; zitiert in: O'Boyle 1997: 1873)

Daraus lässt sich bereits ablesen, dass die **subjektive Wahrnehmung** des einzelnen und dessen Einbettung in einen **sozio-kulturellen Kontext mit Wertesystem** eine wichtige Rolle für die Definition von Lebensqualität spielt und dass diese auch vom **physischen und psychischen Zustand** sowie dem **Umfeld der Person** abhängig ist. Des Weiteren muss bei der Betrachtung von Lebensqualität und der Faktoren, die diese beeinflussen, darauf geachtet werden, dass die

Faktoren sich **gegenseitig beeinflussen und bedingen** und nicht isoliert voneinander betrachtet werden dürfen.

4.1.2. Dimensionen und Einflussfaktoren der Lebensqualität im Alter

Um ein Bild im Speziellen über Lebensqualität im Alter zu erhalten, wurde die Literatur nach Studien, die sich empirisch mit Lebensqualität im Alter und deren Kerndimensionen und Einflussfaktoren auseinander setzen, durchforstet. In Tabelle 2 werden die in den betrachteten empirischen Studien identifizierten Faktoren, die von älteren Menschen als für Lebensqualität als wichtig erachtet werden, zusammenfassend dargestellt. Eine vertiefende Diskussion dazu wurde bereits in Abschnitt 5.1.4 geführt. Die ausgewählten Studien betrachteten Lebensqualität im Alter aus Sicht der Betroffenen und erfassen die verschiedenen Faktoren mithilfe Fragebögen sowie qualitativen Interviews. Trotz der Vielfalt an Studien (Adler/Tremmel et al. 2000; Brown/Bowling et al. 2004; Wiggins/Higgs et al. 2004; Bowling 2005; Netten/Malley et al. 2009) und verwendeten Methoden stimmten die eruierten Faktoren, die zu Lebensqualität im Alter führen, größtenteils überein. Unterschiede ergaben sich unter anderem aufgrund unterschiedlicher Methoden, Fragestellungen und Samples. (vgl. Brown/Bowling et al. 2004: 87)

Die Nutzung des Konzeptes der Lebensqualität im REAAL-Projekt bedeutet, dass festzustellen ist, ob betreubares Wohnen kombiniert mit AAL-Technologien die aus der Literatur bekannten Determinanten der Lebensqualität positiv beeinflussen kann.

Für die Evaluierung von Projekten dürfen jedoch nur jene Komponenten der Lebensqualität aufgenommen werden, die durch das Projekt auch tatsächlich beeinflusst werden können.

Tabelle 2: Determinanten der Lebensqualität im Alter

Bowling (2005)	Brown/Bowling et al. (2004)	Adler/Tremmel et al. (2000)	Netten/Malley et al. (2009)	Wiggins/Higgs et al. (2004)
Gute soziale Beziehungen zu Familie, Freunden und Nachbar/inne/n	Familienbeziehungen Beziehungen zu anderen Personen	Soziale Kontakte	Soziale Partizipation und Einbindung	Qualität und Quantität sozialer Kontakte
Teilnahme an freiwilligen Aktivitäten und individuelle Interessen	Soziale und Freizeitaktivitäten in der Gemeinschaft	Aktivitäten	Beschäftigung	Soziale Unterstützung und Teilhabe
Guter Gesundheitszustand und funktionale Fähigkeiten	Eigene Gesundheit		Personenbezogene Sauberkeit und Komfort	Gesundheit
	Gesundheit anderer			
Gute Wohnung und Wohnumgebung		Wohnsituation	Sauberkeit der Wohnung und Komfort	Gefühl des Vertrauens und der Reziprozität in der lokalen Nachbarschaft
Positive Einstellung und psychologisches Wohlbefinden	Emotionales Wohlbefinden		Würde	
Adäquates Einkommen	Finanzen/ Lebensstandard	Finanzen		Finanzielle Sicherheit
Unabhängigkeit/Selbständigkeit und Kontrolle über das eigene Leben	Selbständigkeit, Mobilität, Autonomie Religion/Spiritualität		Kontrolle über das tägliche Leben	
			Sicherheit	
			Essen und Ernährung	

Quelle: eigene Darstellung

4.2. Environmental Gerontology (soziale und ökologische Gerontologie)

Unter den theoretischen Disziplinen, die sich mit Lebensqualität im Alter beschäftigen, hat sich im Zuge der Recherche die soziale und ökologische Gerontologie (Environmental Gerontology) als geeignete Subdisziplin erwiesen, um als konzeptioneller Rahmen für das Projekt zu dienen. Dieser Ansatz fokussiert auf die **Umwelt bzw. Lebens- und Wohnsituation älterer Menschen** und deren Auswirkung auf das Erleben und Verhalten. Er erscheint daher als theoretische Basis für das REAAL-Projekt, bei dem die Auswirkung einer besonderen Wohnform (betreubares Wohnen) und einer Veränderung des Angebots (AAL-Gesamtlösung) auf die Lebensqualität der Bewohner/innen untersucht werden soll, sehr zweckdienlich.

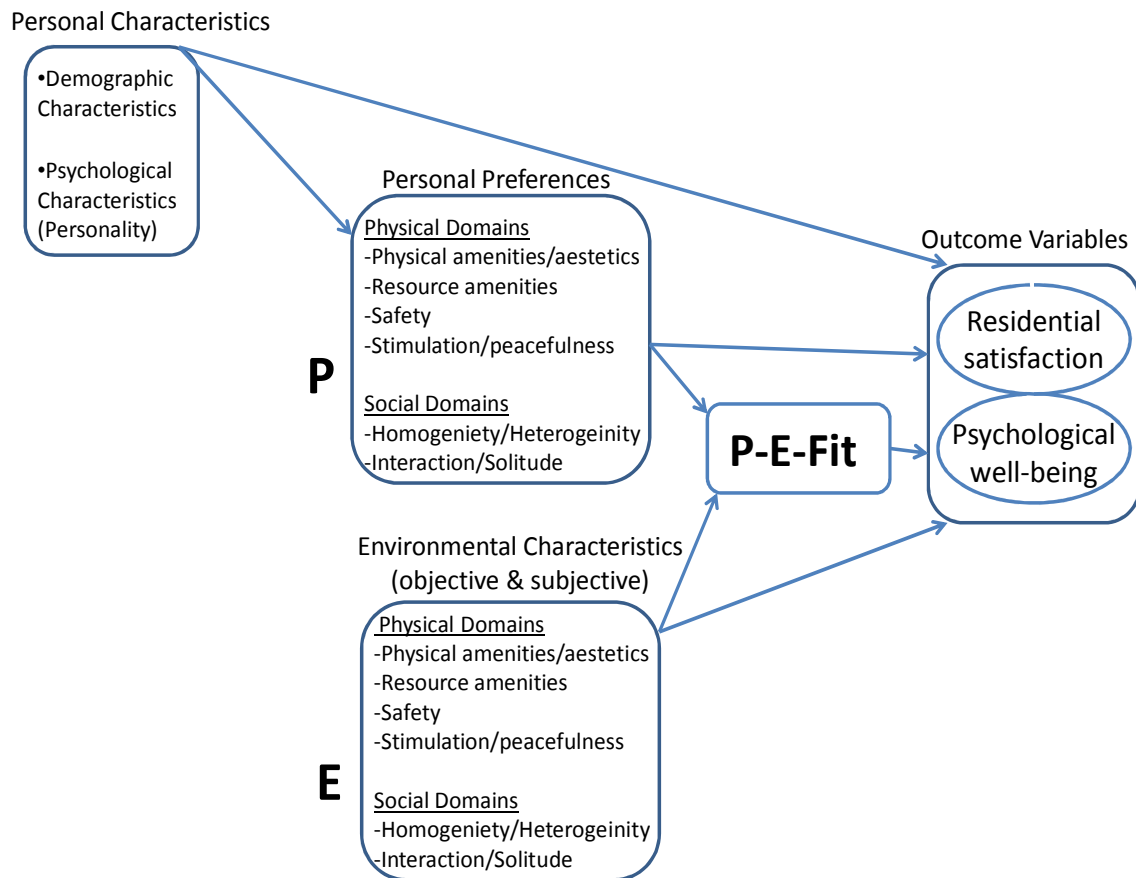
Vertreter/innen der sozialen und ökologischen Gerontologie behaupten, dass objektive, soziale und ökonomische Umstände ebenso wichtig für die Messung der Lebensqualität sind, wie die persönlichen Eigenschaften und die Wahrnehmung des/r einzelnen. (vgl. Bowling 2005: 10) Sie sind der Überzeugung, dass ein Zusammenhang zwischen einer älteren Person und ihrer Umgebung besteht, der eine wichtige Rolle für die Lebensqualität spielt.

Die sozialen und ökologischen Gerontolog/inn/en verfolgen in ihrer Forschung folgende drei Ziele. Erstens sollen das Wechselspiel zwischen alternden Menschen und ihren Umwelten beschrieben werden. Dabei erfolgt sowohl eine Betrachtung auf der **Mikroebene des innerhäuslichen Wohnens** (verschieden Wohnarrangements, Wohnstandards, Zusammensetzung des Haushalts, Wohnerleben, Wohnverhalten, Frage des privaten Umzugs), der **Mesoebene der nachbarschaftlichen Strukturen** als auch der **Makroebene**, welche sich mit regionalen Differenzierungen wie z.B. dem Stadt-Land-Unterschied befassen. Ein zweites Ziel gerontologischer Forschung ist es, die Umwelten älterer Menschen in Hinblick auf ihre erklärende Rolle zu untersuchen, z.B. welche Auswirkungen das Wohnumfeld auf das Wohlbefinden oder die Selbständigkeit der Personen hat. Das dritte Ziel dieses Ansatzes ist es, Erkenntnisse abzuleiten, welche zu Interventionen in den Umwelten von älteren Personen führen, um deren Situation zu verbessern. (vgl. Wahl/Weisman 2003: 617; vgl. Mollenkopf/Oswald et al. 2004: 344)

Lawton (1989) schreibt den Umwelten drei Funktionen zu. Zum ersten bieten sie Unterstützung (support), indem z.B. durch barrierefreies Bauen, altersgerechte Wohnraumanpassungen und technische Hilfen bestimmte Einschränkungen kompensiert werden können. Zusätzlich kann das Wohnumfeld ältere Menschen Anregungen (stimulation) bieten und z.B. durch bestimmte Bauweisen soziale Kontakte erleichtert werden. Des Weiteren dient das Wohnumfeld als wichtiger Raum der Lebenskontinuität, biographischen Entwicklung und Beibehaltung (maintenance). (vgl. Mollenkopf/Oswald et al. 2004: 345)

Beim sogenannten **Person-Umwelt-Passungs-Ansatz** (person-environment-fit) wird angenommen, dass es für jede ältere Person die optimale Zusammensetzung der Umgebungs- und Umweltverhältnisse gibt, sodass bestmögliche Auswirkungen auf das Verhalten (z.B. Selbstständigkeit) und das Wohlbefinden der Person erreicht werden können. Bei fehlender Übereinstimmung von Bedürfnissen der Person und den Umweltgegebenheiten kommt es zu negativen Effekten auf das Erleben und Verhalten der Person. (vgl. Mollenkopf/Oswald et al. 2004: 346)

Abbildung 2: Person-Environment-Fit-Modell



Quelle: Kahana/Lovegreen et al. (2003: 438)

Bei der sozialen und ökologischen Gerontologie wird somit der Gestaltung der Umwelt (z.B. der Wohnsituation) für die Lebensqualität älterer Menschen große Bedeutung beigemessen. Die Optimierung der Wohnsituation kann Einschränkungen kompensieren und beispielsweise Menschen Selbstständigkeit ermöglichen, welche ein wichtiger Faktor für Lebensqualität im Alter ist. (vgl. Mollenkopf/Oswald et al. 2004: 347; Wahl/Schilling et al. 2009: 101) Ungünstige Umweltbedingungen (z.B. schlechte Infrastruktur, keine barrierefreie Bauweise) können hingegen den Aktionsradius älterer Personen stark einschränken. Folglich sind die Wohnverhältnisse und die Umgebung, in der ältere Menschen leben, bedingende Faktoren für Unabhängigkeit und soziale Partizipation. Die Gestaltung der Umwelt kann somit die Lebensqualität älterer Personen positiv beeinflussen, indem sie sich an den individuellen Bedürfnissen orientieren und Selbstständigkeit und Kontrolle über den eigenen Wohnbereich fördern, wie dies von betreubaren Wohneinrichtungen erwartet wird. (vgl. Gitlin 2000: 43; Mollenkopf/Oswald et al. 2004: 355)

Oppenauer/Preschl et al.(2007) betonen in ihrer Arbeit explizit, dass der soziale und ökologische Gerontologie-Ansatz im Kontext von Technikeinsatz und -akzeptanz bei alten Menschen relevant ist, da der Einsatz von technischen Produkten immer in die Umwelt der älteren Personen eingebettet ist und somit Auswirkungen auf deren Verhalten und Wohlbefinden hat.

Trotz der Tendenz, im Alter in der gewohnten Umgebung zu verbleiben, kann sich durch den Wunsch nach Verbesserung der räumlichen und/oder sozialen Umweltbedingungen ein Bestreben nach einem Wohnungswechsel äußern. Untersuchungen, die sich mit Beweggründen des Umzugs älterer Menschen beschäftigen, unterscheiden meist zwischen Motiven „weg vom alten Wohnort“ (sogenannte „Push“-Faktoren) und Motiven „hin zum neuen Wohnort“ (sogenannte „Pull“-Faktoren). Zu den Push-Faktoren zählen jene Faktoren, die darauf hinweisen, dass die ältere Person in ungünstigen Umweltbedingungen lebt, die ihren Aktionsradius stark einschränken. Das veranlasst die Person dazu, einen Umzug in Erwägung zu ziehen bzw. unterstützt die Entscheidung. Im Gegensatz dazu, beziehen sich Pull-Faktoren auf bestimmte Vorteile, die sich die ältere Person von der neuen Wohnsituation erwartet und somit ihre Entscheidung für den Umzug positiv beeinflusst. (vgl. Mollenkopf/Oswald et al. 2004: 349)

Bei Anwendung dieser Disziplin im REAAL-Projekt ist festzustellen, ob betreubares Wohnen kombiniert mit AAL-Technologien Umwelt darstellt, die geeignet ist, die Lebensqualität für alte Menschen im Gegensatz zu der herkömmlichen Wohnform zu steigern (also einen hohen person-environment fit hat).

5. Forschungsstand

5.1. Forschungsstand zu betreubaren Wohnen

5.1.1. Das Forschungsfeld im Überblick

Da es sich bei betreubarem Wohnen um eine im deutschsprachigen Raum relativ junge Form der Betreuung älterer Menschen handelt, sind deren Beweggründe für den Einzug, die Auswirkungen von betreubarem Wohnen auf die Bewohner/innen sowie betriebs- und volkswirtschaftliche Effekte noch weitgehend unerforscht. Im deutschsprachigen Raum ist die Wohnform des betreubaren Wohnens in der wissenschaftlichen Literatur erst ab den 1990er bzw. 2000er Jahren präsent. (z.B. Schweikart/Wessel 1995; Heeg/Seiler 2001; Saup 2001) Empirische Studien zu betreubarem Wohnen existieren vor allem für englischsprachige Länder, wo diese Betreuungsform bereits in den 1950er und 1960er Jahren ihr Anfänge hat (vgl. Wright/Tinker et al. 2009: 136ff). Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dieser Entwicklung setzte dort verstärkt in den 1980er Jahren ein (z.B. Heumann 1980; Thompson/West 1984).

Vor dem Hintergrund dieser Unterschiede zwischen den bislang in der Forschung betrachteten Ländern, sind Ergebnisse aus internationalen Forschungsarbeiten nur begrenzt auf Österreich übertragbar. Dennoch soll kurz auf Studien, die sich mit den Beweggründen für einen Einzug in betreubare Wohnungen, den Auswirkungen der geänderten Wohnsituation auf die Lebensqualität der Bewohner/innen und den wirtschaftlichen Effekten innovativer Wohnformen befassen, eingegangen werden.

Bei vielen Arbeiten zu betreubarem Wohnen handelt es sich um Evaluationen bestimmter Einrichtungen, bei denen auch die Sicht der Bewohner/innen mit einbezogen wird. (Schweikart/Wessel 1995; Nocon/Pleace 1999; Croucher/Hicks et al. 2007; Bäumker/Netten et al. 2008; Geser-Engleitner 2008; Callaghan/Netten et al. 2009) Im Mittelpunkt der durchgeführten Studien stehen meist die Bewohner/innen und deren Wohlbefinden bzw. die Eignung der Wohnform „Betreubares Wohnen“, den Bedürfnissen älterer Menschen gerecht zu werden. (z.B. Nocon/Pleace 1999; Sikorska-Simmons 2001; Croucher/Hicks et al. 2007; Stein 2007; van Bilsen/Hamers et al. 2008) Weitere Themen, mit denen sich Autor/innen befassen, sind beispielsweise die Rolle des betreubaren Wohnens im Vergleich zu anderen Wohn- und Betreuungsalternativen (Towers/Netten 2006; Stein 2007; van Bilsen/Hamers et al. 2008), das Image von betreubaren Wohneinrichtungen in der Öffentlichkeit (Gibler/Lumpkin et al. 1997; Marsden 1999; Imamoglu 2007) und inwieweit Menschen, die pflegebedürftig sind und z.B. an Demenz leiden, in betreubaren Wohnungen ausreichend versorgt werden können. (Vallelly/Evans et al. 2006; Darton/Callaghan 2009).

5.1.2. Beweggründe für den Einzug in betreubares Wohnen

Mit den Beweggründen, die bei der Entscheidung, in eine betreubare Wohnung zu ziehen, eine Rolle spielen, beschäftigen sich beispielsweise Field/Walker et al. (2002), Croucher/Hicks et al. (2007) sowie Street/Burge et al.(2007). Heeg/Seiler (2001) und Geser-Engleitner (2008) befassen sich in ihren allgemein gehaltenen Evaluationen ebenfalls mit den Motiven für einen

Umzug in eine betreubare Wohneinrichtung. Mit dem Wohnungswechsel im Alter ganz allgemein beschäftigt sich Friedrich (1995).

Friedrich (1995) hält fest, dass alte Menschen generell wegen Verbesserungen in der Wohnausstattung und der Versorgungssituation im Alter umziehen. Drei Hauptmotive stehen demnach im Vordergrund für einen Umzug im Alter: 1. die Nähe zur Familie, 2. Überwindung von Wohnungsmängeln, 3. attraktiver Wohnsitz.

Aus allen betrachteten Studien ergibt sich, dass **gesundheitliche Gründe, schlechte bauliche Gegebenheiten in der alten Wohnung** sowie **Überforderung** mit dieser, der **Wunsch nach einer Ansprechperson, Sicherheitsbedürfnisse**, sowie die **Nähe zu Angehörigen** als Motive für den Wechsel in eine betreubare Wohnung eine Rolle spielen.

In ihrem Artikel über Qualität von „Assisted Living“ befassen sich Hawes/Phillips (2007) auch mit Studien, die die Sicht der Bewohner/innen berücksichtigen bzw. in denen Faktoren bei der Entscheidung für eine bestimmte betreubare Wohnanlage eine Rolle spielen. Als wichtige Gründe werden vor allem die **Lage** und der **Preis** genannt. Außerdem stellten das **äußere Erscheinungsbild** sowie die **Privatsphäre** in der Einrichtung und die **Gestaltung der öffentlichen Bereiche**, sowie die Möglichkeit, **eigene Möbel** mitzubringen, beeinflussende Faktoren für die Entscheidung dar. Ferner nannten Bewohner/innen und Angehörige die **Qualität der Betreuung und des Betreuungspersonals** sowie die **angebotenen Aktivitäten** als wichtige Faktoren für die Entscheidung für eine bestimmte Einrichtung.

Im Gegensatz dazu explorieren Phillips/Munoz et al. (2003), **warum** Bewohner/innen **aus „Assisted Living“-Einrichtungen auszogen** und welche Auswirkung dabei die Eigenschaften der Einrichtung und die Eigenschaften der Person hatten. Hierfür befragten sie 1581 Bewohner/innen in 293 betreubaren Wohneinrichtungen im Herbst 1998. Sieben Monate danach wurden die Bewohner/innen abermals kontaktiert. Zu diesem Zeitpunkt waren 281 Personen ausgezogen, von denen 248 – meist über Kontaktpersonen, die in der ersten Erhebung identifiziert wurden – erneut befragt wurden. Die Ergebnisse der statistischen Auswertung veranschaulichten, dass 81 Prozent der Personen in der Einrichtung blieben. Der Großteil der Personen, die die betreubare Wohnanlage zwischen erster Erhebung und zweiter Erhebung verlassen hatten, zog in ein Altenheim. 28 Prozent der Personen die auszogen, wechselten in eine andere betreubare Einrichtung, 7 Prozent zogen zu einem Angehörigen und 1,2 Prozent kehrten in ihr altes Haus zurück. Dieses Ergebnis zeigt, dass **3/5 der Personen**, die aus den betrachteten „Assisted Living“- Einrichtungen ausgezogen waren, in eine Umwelt zogen, in der mehr Betreuungsleistungen zur Verfügung standen. Als Grund für einen Aus- bzw. Umzug wurde von **78 Prozent** angegeben, dass der/die Bewohner/in **mehr Betreuung brauchte**. 31 Prozent nannten Unzufriedenheit als Grund für ihren Auszug. Jene Personen, die in eine andere „Assisted Living“-Einrichtung umzogen, waren meist signifikant kürzer in der betrachteten Einrichtung und lebten meist in einer For-Profit-Institution, die keine Vollzeit-Pflegekraft angestellt hatte. Jene Personen, die in ein Altenheim gezogen waren, befanden sich in einem signifikant schlechteren körperlichen und geistigen Zustand als die anderen Personen, die ausgezogen waren. Die Autor/innen leiten aus diesen Ergebnissen folgenden politische Implikationen ab: Als Argument für „Assisted Living“- Einrichtungen wird häufig die Reduktion von Kosten durch ein Hinauszögern

oder Ersetzen eines Heimaufenthaltes angeführt. Kosten können aber nur dann gespart werden, wenn die Einrichtungen auf die Bedürfnisse der Bewohner/innen eingehen und – so empfehlen es die Autor/innen – auch Pflegeleistungen, beispielsweise durch die Anstellung einer Vollzeitpflegerin, anbieten und somit der Wechsel ins Heim bei einer Verschlechterung des Gesundheitszustand nicht nötig ist.

5.1.3. Wirkungen von betreubarem Wohnen auf die Bewohner/innen

Die Wirkungen von betreubarem Wohnen auf die Bewohner/innen werden in Evaluationen meist berücksichtigt, wobei häufig ein Fokus auf einen bestimmten Aspekt (z.B. soziale Integration, Kosten, Wohlbefinden) gelegt wird. Im deutschsprachigen Raum sind vor allem zwei Evaluationen zu nennen. Heeg/Seiler (2001) evaluierten eine nicht prämierte und vier prämierte betreubare Wohnanlagen in Deutschland in drei Bereichen – **baulich-phisches Milieu, Dienstleistung** und **Betreuung**, und **soziales Milieu** –, wobei der Schwerpunkt auf der Entwicklung von baulichen Qualitätskriterien lag. Sowohl Expert/innen als auch Bewohner/innen wurden zur Beurteilung ihrer Wohnsituation und Zufriedenheit mit den Dienstleistungen und Betreuung befragt, um Planungshinweise bei der Errichtung von betreubaren Einrichtungen abzuleiten. Die bauliche Qualität und Lage der Anlagen wurde sowohl von Expert/innen als auch von den Bewohner/inne/n als gut beurteilt, wobei die Bewohner/innen die Lagequalität von einzelnen Gegebenheiten abhängig machten (beispielsweise Preisniveau der nahen Einkaufsmöglichkeiten). Die Dienstleistungsangebote der betrachteten Wohnanlagen unterschieden sich in Art und Bandbreite, was aber nicht als problematisch erachtet wurde, da auch die Bedürfnisse der nachfragenden Personen sehr unterschiedlich waren. Es stellte sich jedoch heraus, dass vor allem soziale Angebote und nicht hauswirtschaftliche oder pflegerische Dienstleistungen von den Bewohner/inne/n in Anspruch genommen wurden. Bei letzteren wurde, wenn möglich, auf familiäre Unterstützung zurückgegriffen. Es zeigte sich auch, dass dem Notrufsystem von den Anbietern für ein Sicherheitsgefühl ein weit höherer Stellenwert zugeschrieben wurde als von den Bewohner/inne/n, für die vor allem soziale Besuchsdienste und die ständige Verfügbarkeit von Ansprechpersonen am wichtigsten waren. Bei den Kosten zeigte sich, dass die Hälfte der Bewohner/innen die Grundpauschale als zu hoch einschätzten und vor allem die rüstigeren Personen nicht einsahen, warum sie für etwas zahlen müssen, das sie gar nicht in Anspruch nehmen. Für 23 von 80 Personen war die räumliche Nähe zu Angehörigen ein Einzugsmotiv.

Eine Evaluation mit Österreichbezug führte Geser-Engleitner (2008) durch. Sie bewertete 14 betreubare Einrichtungen in Vorarlberg und versuchte, neben **Motiven der Träger für den Bau** und **Bewohner/innen für den Einzug** vor allem auch den **Zufriedenheitsgrad der Bewohner/innen** mit der **Wohnungsgröße und -ausstattung**, den **Dienstleistungen**, der **Betreuungsperson**, den **sozialen Kontakten** und den **Kosten** zu erfassen. Hauptmotiv für den Umzug der Bewohner/innen (51%) war, dass sie mit ihrer/m alten Wohnung/ Haus überfordert waren. Für die Bewohner/innen war die Nähe der betreubaren Wohnung zum alten Wohnort ein entscheidendes Auswahlkriterium für die Wohnanlage. Die meisten Bewohner/innen waren mit der Wohnungsgröße, -ausstattung (78%) und der Betreuung durch die Ansprechperson (97%) sowie den sozialen Kontakten (92%) sehr zufrieden. Auch mit den Kosten sind die Bewohner/innen zufrieden, wobei viele bei Grundleistungspauschalen nicht wussten, was diese

beinhalten. Grundsätzlich sind jene Modelle des betreubaren Wohnens vorteilhaft, welche flexibel in der Anpassung an veränderte Bedürfnisse sind.

Im englischsprachigen Raum ist vor allem eine großangelegte Evaluation der PSSRU (Personal Social Services Research Unit, Teilgruppe Kent) im Zusammenhang mit der „Extra Care Housing Funding Initiative“ des Departments of Health in Großbritannien zu erwähnen. Hier wurden mithilfe von Längsschnittstudien z.B. die Entwicklung von **sozialen Aktivitäten** und des **sozialen Klimas** (Callaghan/Netten et al. 2009) in 19 betreuten Wohneinrichtungen untersucht. Im Zuge derselben Studie verglichen Bäumker/Netten et al. (2008) die **Kosten und Outcomes** einer bestimmten betreuten Einrichtung für die Bewohner/innen vor und nach Einzug in die Wohnanlage. Die Kosten waren nach dem Umzug höher, doch waren auch die Lebensqualität und die „social care outcomes“ höher als vor dem Einzug. Der Gesundheitszustand und das psychologische Wohlbefinden blieben jedoch gleich. Die Kostensteigerung konnte vor allem auf die höheren Kosten für die Unterkunft und die Betreuungsleistungen zurückgeführt werden. Die Gesundheitsausgaben sanken nach dem Einzug, weil weniger Krankenhausaufenthalte und Konsultationen von medizinischem Personal erfolgten.

Croucher/Hicks et al. (2007) stellten bei ihrer Evaluation von sieben Extra Care Einrichtungen fest, dass die Größe, das Design, und der Standort der Einrichtungen für den Erhalt der Selbständigkeit der Bewohner/innen von großer Bedeutung sind.

5.1.4. Lebensqualität in betreubarem Wohnen

Ein dritter Themenstrang, dem bei der Literaturrecherche zu dieser empirischen Studie besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, war Lebensqualität und betreubares Wohnen. Hierzu wurden Arbeiten näher betrachtet, die sich mit Einflussfaktoren und Aspekten, welche für die Lebensqualität von Personen in betreubaren Einrichtungen wichtig sind, auseinandersetzen.

Das **Konzept Lebensqualität** ist umfassend, so dass sich prinzipiell auch einige der in Abschnitt 5.1.3 genannten Bewertungsaspekte betreubaren Wohnens einfügen lassen (z.B. der Aspekt der sozialen Aktivitäten bzw. Kontakte). Es eignet sich besonders gut für eine sozialpolitische Bewertung betreubaren Wohnens, da Lebensqualität teilweise ausdrücklich in den Zielsetzungen einschlägiger Förderprogramme genannt ist. Zudem ermöglicht es das Konzept der Lebensqualität, die Auswahl zu berücksichtigender Bewertungskriterien gezielt vorzunehmen und zu begründen, während diese in anderen Studien teilweise beliebig erscheint. Folgerichtig war der nachfolgend betrachtete Literaturstrang eine wesentliche Grundlage für die Entwicklung des eigenen Interviewleitfadens zur Analyse des Modellprojekts in Linz-Pichling (siehe dazu 6.3).

Ball/Whittington et al. (2000) untersuchten mithilfe von qualitativen Interviews mit Bewohner/innen und Anbieter/inne/n von „Assisted Living“-Einrichtungen in Georgia in den USA, welche Faktoren für die Lebensqualität von alten Menschen in betreubaren Einrichtungen von Bedeutung sind. Sie identifizierten unter anderem folgende Bereiche als wichtig für die Lebensqualität: **psychisches Wohlbefinden** (*psychological well-being*), **Unabhängigkeit**

(*independence*) und **Autonomie** (*autonomy*)¹⁶, **soziale Beziehungen und Interaktion** (*social relationships and interactions*), **sinnvolle Aktivitäten** (*meaningful activities*) und **individuelle Pflege** (*care from the facility*).

Ebenfalls eher allgemein mit Lebensqualität in betreubaren Wohneinrichtungen beschäftigte sich Sikorska-Simmons (2001), die auf der Basis einer Befragung von 156 Bewohner/inne/n ein Messinstrument für Lebensqualität in betreubarem Wohnen entwickelte. Das Ergebnis war ein Instrument mit folgenden fünf Subskalen: **Empfindung der Pflege** (*perception of health care*), **Hilfsdienste** (*housekeeping services*), **Umwelt** (*physical environment*), **Beziehung zum Personal** (*relationships with staff*), **soziales Leben und Aktivitäten** (*social life/activities*).

Van Bilsen/ Hamers et al. (2008) verglichen in ihrer Studie die Lebenssituation von älteren Personen in den Niederlanden, die unabhängig daheim wohnten und von älteren Personen, die in einer betreubaren Wohneinrichtung wohnten. Sie befragten dabei 317 ältere Personen mithilfe von strukturierten Fragebögen. Das Ergebnis war, dass die Personen in betreubaren Wohnformen mehr Selbstbestimmtheit, Sicherheit und eine höhere Lebensqualität empfanden. In Bezug auf subjektives Wohlbefinden (*subjective well-being*) bzw. Zufriedenheit mit ihrem Leben (*satisfaction with their lives*) und Einsamkeit (*loneliness*) unterschieden sich beide Gruppen nicht.

Insbesondere **soziale Kontakte und Aktivitäten** werden in der Literatur als wichtige Faktoren für eine hohe Lebensqualität im Alter erkannt. Dementsprechend wird dieser Thematik ein hohes Maß an Aufmerksamkeit geschenkt.

Evans/Vallelly (2007) untersuchten das soziale Wohlbefinden alter Menschen in englischen „Extra Care“- Einrichtungen. Aus 36 Interviews mit Bewohner/inne/n und Manager/inne/n in sechs Einrichtungen leiteten sie Faktoren ab, die das soziale Wohlbefinden älterer Menschen in „Extra Care“-Einrichtungen begünstigen. Förderlich für soziales Wohlbefinden sind demnach das **Design der Einrichtung, soziale Beziehungen innerhalb der Einrichtung, Familie als sozialer Kontakt außerhalb der Einrichtung, personenspezifische Pflegeleistungen** und eine **positive Einstellung des Personals**. Croucher/Hicks et al. (2007) konstatieren ebenfalls, dass der Standort, die Größe und das Design der Wohnanlagen eine wichtige Rolle für die Lebensqualität und den Erhalt der Unabhängigkeit der Bewohner/innen spielt.

Callaghan/Netten et al. (2009) betrachteten verschiedene Faktoren, die zu sozialem Wohlbefinden der Bewohner/innen führen, wobei sie auch explizit die Bedeutung des sozialen Wohlbefindens für die Lebensqualität der Bewohner/innen hervorheben und erforschen. **Organisierte soziale Aktivitäten** sind in der betreubaren Einrichtung für die Entwicklung eines sozialen Klimas und sozialem Wohlbefinden wichtig.

¹⁶ Während der Begriff der Unabhängig in engen Zusammenhang mit den kognitiven bzw. physischen Fähigkeiten einer Person steht und deren Beeinträchtigung einen Verlust ihrer Unabhängigkeit bedeutet, bezieht sich die Autonomie einer Person auf das Ausmaß der Kontrolle über das tägliche Leben und Umfeld sowie auf die Möglichkeit, eigenständig Entscheidungen treffen zu können bzw. Wahlmöglichkeiten eingeräumt zu bekommen.

Stein (2007) führte eine Studie durch, in der sie die Lebenszufriedenheit und die soziale Partizipation von alleinlebenden Frauen und Frauen in betreuten Wohnanlagen verglich. Hierfür befragte sie 43 Frauen zwischen dem 70. und 85. Lebensjahr aus Kleinstädten in Oberbayern und Mittelfranken, von denen 14 alleinlebend waren, aber Kinder hatten, 16 in betreubaren Einrichtungen wohnten und Kinder hatten und 13 Frauen in betreubarem Wohnen wohnten und keine Kinder hatten. Mithilfe von halbstrukturierten Interviews mit Leitfaden sowie mit einem Fragebogen mit sieben Skalen zur Lebenszufriedenheit wurde exploriert, ob Personen in betreubarem Wohnen zufriedener sind als alleinlebende Personen und ob es Unterschiede in den Sozialkontakten beider Gruppen gibt. Die Ergebnisse zeigten, dass Personen in betreutem Wohnen einen deutlich besseren Wert in der Kategorie „Zufriedenheit mit der Lebenssituation im Alter“ angaben, in den anderen Zufriedenheitsskalen aber kein Unterschied zwischen den Personengruppen bestand. Die Autorin schlussfolgerte, dass ein kausaler Zusammenhang zwischen der betreuten Wohnumgebung und der Zufriedenheit der Bewohner/innen besteht. Bezüglich der sozialen Kontakte zeigte sich, dass sich durch den Umzug in betreubares Wohnen keine Änderungen in den Kontakten mit Kindern, Verwandten und externen Freunden ergaben, Personen im betreuten Wohnen aber höhere soziale Eingebundenheitswerte durch die Kontaktmöglichkeiten und Interaktionen innerhalb der Einrichtung aufwiesen. Somit kann man ableiten, dass die sozialen Kontakte in den betreubaren Wohnanlagen zusätzliche und nicht kompensatorische Kontakte sind. Stein/Stummbaum (2009) leiten außerdem ab, dass betreutes Wohnen gesundheitsförderlich ist, weil es neben medizinischer Versorgung und Angeboten auch zu einer Verbesserung der Sozialkontakte kommt und somit die Lebenszufriedenheit ansteigt und dies wiederum positiven Einfluss auf den subjektiven und objektiven Gesundheitszustand der Bewohner/innen hat.

Dem Zusammenhang zwischen **sozialen Netzwerken** und Gesundheitszustand gehen Field/Walker et al. (2002) nach. Sie befragten hierfür 87 Bewohner/innen in drei betreuten Wohneinrichtungen. Das Ergebnis war, dass Personen mit privaten Unterstützungsnetzwerken häufiger angaben, einsam zu sein, als Bewohner/innen, die ein lokal integriertes, soziales Netzwerk hatten. Zu einem ähnlichen Ergebnis kamen auch Street/Burge et al. (2007) in ihrer Studie, in der sie die Auswirkungen von sozialen Beziehungen und die Auswirkungen von Eigenschaften (z.B. Größe) der Einrichtungen auf das Wohlbefinden der Personen in „Assisted Living“-Wohneinrichtungen analysierten, indem sie 284 Bewohner/innen befragten. Die Fortführung alter sozialer Beziehungen außerhalb der Einrichtung und die Umwelt bzw. die Charakteristika der Einrichtung, hatten eine weit geringere positive Auswirkung auf das Wohlbefinden der Bewohner/innen als **neu geknüpfte soziale Beziehungen innerhalb der Einrichtung**. Analog zu diesen Studienergebnissen kam auch Park (2009) nach Interviews mit 82 Bewohner/inne/n von „Assisted Living“-Einrichtungen zur Erkenntnis, dass vor allem innerhalb der Einrichtung geknüpfte Beziehungen zu einem höheren Wohlbefinden und einer geringeren Häufigkeit von Depressionen führen. Gemeinsames Essen und wahrgenommene Freundlichkeit des Personals sowie der anderen Bewohner/innen führte auch zu einem höheren Wohlbefinden.

Wie sich aus der Literaturrecherche zum Thema betreubare Wohnungen und ihren Auswirkungen auf die Bewohner/innen zeigte, gibt es vor allem im deutschsprachigen Raum wenig empirisches Material zu dieser Thematik. Das Schließen der Lücken in Bezug auf Arbeiten, die sich mit der

Erreichung der Ziele, die mit dem Angebot von betreubaren Wohnungen verfolgt werden (siehe 2.1), befassen, wäre im allgemeinen Interesse, da durch Förderungen öffentliche Gelder in den Bau von betreubaren Wohnungen fließen.

5.1.5. Exkurs: soziale Netzwerke und subjektives Wohlbefinden

Forschungsbefunde deuten darauf hin, dass soziale Netzwerke eine **positive Auswirkung auf Gesundheit und subjektive Lebenszufriedenheit** älterer Menschen und folglich auf die Lebensqualität haben. (Ashida/Heaney 2008; Callaghan/Netten et al. 2009; Park 2009) Im Alter nehmen der Einfluss und die Bedeutung von sozialen Beziehungen für die Lebensqualität erheblich zu. Soziale Bindungen werden vor allem dann als positiv für die Lebensqualität betrachtet, wenn sie von den älteren Menschen aktiv ausgewählt werden und gestaltet werden können. (vgl. Lang 2004: 364ff) Die Anzahl der sozialen Beziehungen nimmt im Alter zwar ab, aber insbesondere Beziehungen zu nahestehenden Menschen bleiben bis ins Alter stabil und sind wichtig für das Wohlbefinden älterer Menschen. Solange alte Menschen zumindest eine enge soziale Beziehung in ihrem Umfeld haben, fühlen sie sich nicht einsamer als junge Menschen. (vgl. Lang 2004: 364)

In der Aktivitätstheorie wird angenommen, dass soziale Beziehungen dazu führen, dass physische, psychische und soziale Funktionen älterer Menschen gefördert und genutzt werden, und daher nicht verloren gehen („use it or lose it“). Somit sind gewisse Belastungen sozialer Beziehungen als Herausforderungen für ältere Personen zu sehen, die die Gesundheit und das Wohlbefinden und folglich die Lebensqualität fördern. (vgl. Lang 2004: 365; Park 2009: 464)

Ashida/Heaney (2008) untersuchten in ihrer Studie die Auswirkung von „social support“ und „social connectedness“ auf den Gesundheitszustand und das Wohlbefinden älterer Personen, indem sie 126 Personen zwischen 65 und 85 Jahren interviewten. Es zeigte sich, dass die **Dichte des Netzwerks** und die **räumliche Nähe** zu den Mitgliedern der sozialen Netzwerke bedeutend für einen besseren Gesundheitszustand und das Wohlbefinden waren. Social connectedness, also **erfüllende Interaktionen** ohne notwendigerweise Unterstützungsleistungen, hatten einen positiveren Einfluss auf die Gesundheit als das Wissen über ein Unterstützungsnetzwerk zu verfügen. (vgl. Ashida/Heaney 2008: 873ff) Ältere Menschen sahen vor allem Personen als „companions“, wenn diese geographisch in der Nähe wohnten. Daraus lässt sich ableiten, dass es einen Zusammenhang zwischen der geographischen Nähe und dem Gefühl der sozialen Verbundenheit gibt. Personen mit den dichtesten sozialen Netzwerken, in denen viele Netzwerkmitglieder in der Nähe wohnten, empfanden die höchste soziale Verbundenheit (social connectedness) und folglich auch höheres Wohlbefinden. (vgl. Ashida/Heaney 2008: 876ff)

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch Park (2009), die den Zusammenhang von sozialen Beziehungen und Lebenszufriedenheit und depressiven Symptomen in „Assisted Living“-Einrichtungen, mithilfe von Interviews mit 82 Bewohner/inne/n, untersuchte. Es zeigte sich, dass vor allem freundliche Mitarbeiter/innen in der Anlage und Nachbar/innen sowie Vergnügen bei den Essenszeiten sich positiv auf die Lebenszufriedenheit auswirkten und die depressiven Symptome reduzierten. Bemerkenswert bei diesem Ergebnis ist vor allem, dass **freundliches Personal** und **Mitbewohner/innen** wichtiger für das psychologische Wohlbefinden waren, als Faktoren wie sozialer Support, soziale Aktivitäten oder Reziprozität. (vgl. Park 2009: 474f)

Ähnlich wie Ashida/Heaney (2008) leitet auch Park (2009) aus den Studienergebnissen ab, dass man versuchen sollte, älteren Menschen zu ermöglichen, soziale Beziehungen zu entwickeln, da diese einen positiven Einfluss sowohl auf das persönliche Wohlbefinden als auch auf den Gesundheitszustand haben. (vgl. Ashida/Heaney 2008: 888; Park 2009: 476) Callaghan/Netten et al. (2009) fanden in ihrer Studie zu sozialem Wohlbefinden in „Extra-Care“-Einrichtungen, dass Personen, die sich als sozial isoliert bezeichneten, ihren Gesundheitszustand bei gleichem Abhängigkeitslevel, schlechter bewerteten. Sie empfehlen daher, Wohnanlagen baulich so zu gestalten, dass es **genügend Orte gibt, wo die Bewohner/innen sozial interagieren** können. (vgl. Callaghan/Netten et al. 2009: 26)

Wie bereits vorangehend unter Kapitel 5.1.4 erwähnt wurde, zeigen die betrachteten Ergebnisse, dass interne, neu geknüpfte, soziale Kontakte sich positiver auf das Wohlbefinden auswirkten als bereits aufrechte soziale Kontakte mit z.B. der Familie. (Field/Walker et al. 2002; Park 2009: 475) Des Weiteren war nicht die Häufigkeit der sozialen Kontakte ausschlaggebend für das Wohlbefinden. (vgl. Ashida/Heaney 2008; Callaghan/Netten et al. 2009: 42)

Diese Ergebnisse sind insbesondere deshalb für das REAAL-Projekt interessant, weil mit betreubaren Wohnungen ältere Menschen aus ihrer sozialen Isolation geholt werden können und mithilfe einer Ansprechperson die sozialen Kontakte innerhalb der Anlage gefördert werden sollen. Die Ergebnisse aus den betrachteten Studien weisen nun darauf hin, dass gerade die internen Beziehungen in der Einrichtung wünschenswert sind und zu einem besser wahrgenommenen Gesundheitszustand und besserem Wohlbefinden bei den Bewohner/inne/n führen. Dies sind beides Folgen, die den Zielen der Förderung betreubaren Wohnens in Oberösterreich entsprechen.

5.1.6. Kostenwirkungen des betreubaren Wohnens

Zusätzlich zu den Befunden zu betreubarem Wohnen und sozialen Kontakten und deren Auswirkung auf eine bessere Lebensqualität, haben sich Borgloh/Westerheide (2010) mit der Auswirkung von Wohneinrichtungen für ältere Menschen, in denen gegenseitige nachbarschaftliche Hilfe gefördert wird, auf die Pflege- und Betreuungskosten beschäftigt. In ihrer Studie betrachten sie vier alternative Wohnprojekte in Deutschland, in denen gegenseitige nachbarschaftliche Hilfe und Aktivitäten mithilfe von Ansprechpersonen und durch bauliche Besonderheiten (Barrierefreiheit, Gemeinschaftsräume, Kontaktflächen) gefördert und koordiniert werden. Hierfür wurden 312 Bewohner/innen dieser Modellprojekte befragt und zusätzlich die Projekte einer betriebswirtschaftlichen Analyse unterzogen. Die Ergebnisse wurden mit Daten einer Kontrollgruppe aus 428 Personen, die in konventionellen Betreuungseinrichtungen wohnten, verglichen. Für den Vergleich beider Gruppen wurde die Methode des „Propensity score-matching“ angewendet. Für die Analyse wurde der „Social Return on Investment (SROI)- Ansatz“ gewählt, mit welchem sowohl der ökonomische Outcome als auch der soziale Wert eines Projektes gemessen werden kann.

Die Analyse ergab, dass in den Modellprojekten **Kostensparnisse** in der Pflege und Betreuung **für die Bewohner/innen, Sozialkassen** und die **Betreuungsorganisationen** von 30 Prozent im Gegensatz zu den Kosten in herkömmlichen Wohnformen erreicht werden. Die Kostenreduktion kann teilweise auf das erhöhte nachbarschaftliche Engagement aber auch auf die

zum Teil bessere gesundheitliche Entwicklung der Bewohner/innen in den vier Modellprojekten zurückgeführt werden. Außerdem zeigte sich, dass die Personen in den neuen Wohnformen weniger Zeit zu Hause verbrachten und ein aktiveres Leben führten und auch ihre Lebenssituation positiver beurteilten als die Mitglieder der Kontrollgruppe. Demnach deuten die Ergebnisse der Analyse darauf hin, dass Einrichtungen, die gegenseitige nachbarschaftliche Hilfe fördern, neben positiver Wirkung auf die Lebensqualität, auch ein Potenzial zur Reduktion von Pflege- und Unterstützungskosten besitzen.

Zwei weitere recherchierte Studien beschäftigten sich mit den **Kosten**, die durch den Umzug in eine betreubare Einrichtung **für die Bewohner/innen** entstehen. Bäumker/Netten et al. (2008) vergleichen die Höhe der Kosten¹⁷ für Bewohner/innen einer „Extra Care Housing“-Einrichtung vor und nach dem Einzug. Es wurden 22 Bewohner/innen innerhalb von sechs Monaten zweimal befragt. In den ersten Interviews, die kurz nach Einzug stattfanden, wurden die Bewohner/innen zu ihrer vorangegangenen Situation befragt. Das zweite Interview erfolgte sechs Monate danach. Es zeigte sich, dass die Kosten für die Personen nach dem Einzug zwar höher waren, sich im Gegenzug aber die Pflegeversorgung und die Lebensqualität der Personen steigerte. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen Croucher/Hicks et al. (2007). Die von ihnen betrachteten Einrichtungen hatten relative hohe Mieten, dennoch glaubten die Bewohner/innen, dass sie durch die gewonnene Sicherheit und Unabhängigkeit für ihr Geld einen größeren Wert zurückbekommen als in anderen Betreuungseinrichtungen.

Phillips/Holan et al. (2005) untersuchen, welche **Gesundheitsausgaben Bewohner/innen** in „Assisted Living“-Einrichtungen haben und ob ein Zusammenhang zwischen der Nutzung von Medicare-Services und den Charakteristika der Einrichtungen besteht. Hierfür verwendeten sie Daten aus der „National Study of Assisted Living for the Frail Elderly“, wobei sie nur jene „Assisted Living“-Einrichtungen in ihrer Studie berücksichtigten, die mehr als ein Minimum an Services und Privatsphäre anbieten. Insgesamt wurden 293 Einrichtungen in die Studie einbezogen, wobei aus jeder Einrichtung im Durchschnitt 6 Bewohner/innen für persönliche Interviews ausgewählt wurden. Es wurden 1202 Bewohner/innen zweimal innerhalb von 7 Monaten befragt. Außerdem wurden mit Mitarbeiter/innen der Einrichtungen persönliche oder Telefoninterviews geführt. Letztendlich wurde von 545 Bewohner/innen die Medicare-Ausgaben in der Zeitperiode von der ersten Befragung bis sechs Monate danach betrachtet, wobei man diese Daten von den Centers for Medicare and Medicaid Services erhielt. Es zeigte sich, dass die Höhe der Medicare-Ausgaben für „Assisted Living“-Bewohner/innen jenen von älteren Menschen, die noch zu Hause lebten, ähnlich waren. Die Medicare-Ausgaben waren vor allem von den individuellen Eigenschaften der jeweiligen Personen abhängig und nicht von den Eigenschaften der Betreuungseinrichtung. Eine Ausnahme in dieser Hinsicht bildete die Größe der Einrichtung. So stellte sich heraus, dass Personen in kleineren Einrichtungen nicht weniger Medicare-Services in Anspruch nahmen, aber die Betreuungskosten geringer waren, als jene von Bewohner/inne/n

¹⁷ Bestandteile der Kosten: Unterkunft, Pflege und Betreuung, Gesundheitsleistungen, Lebenshaltungskosten und informelle Pflege (*Cost components: accommodation, social care, health services, living expenses and informal care*)

in größeren Einrichtungen. Diesen Unterschied in den Medicare-Ausgaben führen die Autor/innen darauf zurück, dass die Mitarbeiter/innen in kleinen Einrichtungen die Bewohner/innen besser kennen, Krankheiten nicht verhindern können aber schneller auf Veränderungen und Symptome reagieren, die den Beginn einer Krankheit bedeuten.

In einer weiteren Studie, in der Hawes/Phillips et al. (2003) „Assisted Living“- Wohnanlagen am Land und in der Stadt verglichen, gehen sie auf die Kosten von „Assisted Living“-Einrichtungen ein, welche die Bewohner/innen zu zahlen hatten. Es zeigte sich, dass die Einrichtungen am Land zwar billiger waren, jedoch auch weniger Leistungen und weniger Privatsphäre boten und dennoch für die meisten alten Leute am Land nicht leistbar waren. Die Autor/innen schlussfolgern daraus, dass betreubares Wohnen für alte Menschen am Land nur die Bedürfnisse eines kleinen Teils der älteren Landbevölkerung stillen und dass Politiker/innen, wenn sie den Ausbau von betreubarem Wohnen fördern wollen, Finanzierungs- und Förderungsprogramme anbieten müssen, damit auch ältere Leute mit geringerem Einkommen am Land Zugang zu dieser Betreuungs- bzw. Wohnform haben.

5.2. Forschungsstand zu AAL-Technologien und Smart Homes

Da die Verbreitung von Smart Homes noch sehr gering ist, gibt es auch wenige wissenschaftlich fundierte Studien zu Erfahrungen mit Smart Home Technologien, zu deren sozialpolitischen Effektivität und volkswirtschaftlichen Effizienz. Des Weiteren wird in der Fachliteratur fehlendes Wissen darüber, welche Arten von assistiver Technologien für wen, unter welchen Voraussetzungen und wie lange gut funktionieren, beklagt. (vgl. Mann/Ottenbacher et al. 1999: 210; Mollenkopf/Meyer et al. 2000: 154; Grauel/Spellerberg 2007: 194; Courtney/Demiris et al. 2008: 195; Blaschke/Freddolino et al. 2009: 651) Die existierenden Studien zu Smart Homes und assistiver Technologien beschäftigen sich vor allem mit den potentiellen Nutzer/inne/n der Technologien und der *potentiellen* Nutzungsbereitschaft. (siehe dazu: Grauel/Spellerberg 2007; Demiris/Hensel et al. 2008; Mahmood/Yamamoto et al. 2008) Ein Anfang 2009 gestartetes großes AAL-Projekt in Deutschland zu Akzeptanz, Nutzen, Kosten und Nachhaltigkeit von AAL-Technologien in den Bereichen Gesundheitsförderung, Integration, Mobilität, Sicherheit und Selbständigkeit arbeitet beispielsweise mit *Living Labs* zur Entwicklung von AAL-Technologien.¹⁸ Es gibt lediglich wenige, klein angelegte Studien, die die *tatsächliche* Nutzung, *tatsächliche* Akzeptanz sowie die tatsächlichen Nutzen und Kosten von Smart Home-Technologien untersuchen.

Eine Ausnahme bildet in dieser Hinsicht auch das von der EU finanzierte MonAMI - Projekt (Mainstreaming on Ambient Intelligence),¹⁹ in dem 14 Partner aus sieben Ländern²⁰ über einen Zeitraum von 4 Jahren (Beginn 1. 9. 2006) zusammenarbeiten. Ziel dieses Projektes ist, zu

¹⁸ <http://www1.smart-senior.de/index.dhtml/584cd95b9a3ea73507fp/-/deDE/-/CS/-/> (Abrufdatum 9.11.2010)

¹⁹ <http://www.hi.se/en/monami/-/THE-MonAMI-PROJECT/> (Abrufdatum: 20.9. 2010)

²⁰ Frankreich, Belgien, Großbritannien, Schweden, Deutschland, Slowakei, Spanien

zeigen, wie man über gängige Systeme und Plattformen (Touchscreen, Mobiltelefon, PC) älteren und Personen mit Behinderungen Dienste und technische Hilfsmittel zur Verfügung stellen kann. Dieses Projekt ist das bisher größte von der EU geförderte Projekt im Bereich von assistiven Technologien und alten Menschen. Die Technologien, die beim MonAMI-Projekt zuerst in sechs Durchführbarkeits- und Verwendbarkeitszentren bei Laborbedingungen von Nutzer/innen getestet werden, lassen sich in die Bereiche AMISURE (Monitoring und Sicherheit), AMICASA (Betätigung z.B. der Fensterläden, Licht etc.), AMiVUE (Kontrolle und Überblick über die technischen Tools), AMiPAL (Erinnerungssystem z.B. Medikamente) und AMiPLAY (Unterhaltung, physikalische Aktivitäten, soziale Interaktionen) gliedern. Wenn sich die Dienste und Technologien unter Laborbedingungen als anwenderfreundlich, zweckmäßig und wirtschaftlich herausgestellt haben, werden sie von hunderten Nutzer/innen in häuslicher Umgebung getestet und die Auswirkungen sowie Wirtschaftlichkeit untersucht.

5.2.1. Effekte von AAL auf die Nutzung persönlicher Hilfen und die damit verbundenen Kosten

Drei der gesichteten Arbeiten beschäftigen sich mit dem Zusammenhang von persönlicher Pflege und dem Einsatz von Technik bzw. der Reduktion der Kosten, die durch einen Einsatz von Assistiven Technologien erreicht werden kann. (Mann/Ottenbacher et al. 1999; Hoenig/Taylor et al. 2003; Buchinger/Schneider 2010)

Buchinger/Schneider (2010) prüften im Rahmen einer Makrosimulation der **Kosten der Altenpflege** in Österreich zwischen 2008 und 2030 unter anderem das Potenzial von assistiven Technologien, den Kostenanstieg zu dämpfen. Für diesen Zweck wird ein eigenes Technikszenario geschätzt, das sich auf den Einsatz ausgewählter assistiver Technologien in der häuslichen Pflege bezieht. Ihre Ergebnisse weisen aus, dass durch den Einsatz eines Systems für Videomonitoring und der altersgerechten Adaptierung der Wohnungen älterer pflegebedürftiger Menschen in der Pflegestufe 3 Einsparungen von zwei Stunden mobiler Pflege in der Woche erreicht werden könnten. In der Folge könnten die Pflegekosten pro Jahr für diese Personengruppe um 6,1 Prozentpunkte sinken. Summiert man diesen Wert auf, könnte der Einsatz der genannten AAL-Technologien alleine für Pflegebedürftige in Pflegestufe 3 für den Zeitraum von 2008 bis 2030, konservativ geschätzt eine Reduktion der Pflegekosten um 231 Millionen Euro bewirken.

Mann/Ottenbacher et al. (1999) untersuchten in ihrer Studie, inwieweit Assistive Technologien (AT) und Home Environmental Interventions (EI) die **Unabhängigkeit von pflegebedürftigen Älteren** steigern und die **Pflegekosten**²¹ senken. Hierfür wurden 104 zuhause lebende Personen in New York in zwei Gruppen eingeteilt. Die Personen in der einen Gruppe konnten über einen Zeitraum von 18 Monaten Assistive Technologien nutzen, wohingegen die Kontrollgruppe keine AAL Unterstützung erhielt. Die Teilnehmer/innen der Studie wurden alle sechs Monate in ihrem Zuhause besucht, um ihren Gesundheitszustand und die Kosten festzustellen. Außerdem wurden

²¹ Pflegekosten umfassten: Kosten für AT und EI, Kosten für Personal zu Hause (Schwestern, Ergotherapeuten, Physiotherapeuten, Sprachpathologen, Case Manager und Heimhilfen), institutionelle Kosten (Kosten für Aufenthalte im Krankenhaus oder Pflegeheim). (vgl. Mann/Ottenbacher et al. 1999: 211)

die Teilnehmer/innen monatlich telefonisch kontaktiert, um neue Probleme und Services, die sie bekamen, zu ermitteln und den Bedarf an weiteren EI- und AT- Services zu konstatieren. Das Ergebnis der Studie war, dass zwar in beiden Gruppen funktionale Einschränkungen der älteren Menschen in der Bewältigung alltäglicher Aktivitäten zunahmen, aber diese Verschlechterung bei der Kontrollgruppe größer war. Der bessere „funktionale Status“ in der Gruppe, die über 18 Monate Assistive Technologien benutzte, führte zu geringeren Pflegekosten. Auch aufgrund einer kleineren Zahl an Verletzungen nahmen die Nutzer/innen Assistive-Technologien **weniger häufig Spitalsleistungen** in Anspruch. (Mann/Ottenbacher et al. 1999)

Hoenig et al. (2003) erforschten in ihrer Studie mithilfe von Daten von 2.638 Personen aus dem National Long Term Care Survey 1994 in den USA, wie sich die Inanspruchnahme von technischen Assistenzsystemen sich auf die **Nutzung persönlicher Unterstützung** auswirkt. Nach einer multivariaten Analyse kamen sie zum Ergebnis, dass Personen die keine technischen Geräte benutzten vier Stunden mehr Hilfe durch Dritte benötigten als Personen, die technische Assistenzsysteme verwendeten. (Hoenig/Taylor et al. 2003)

5.2.2. Akzeptanz, Nutzerfreundlichkeit und Nutzung von Assistiven Technologien

Andere Studien zu realisierten AAL-Projekten wiederum rücken die Nutzer/innensicht in den Mittelpunkt und beschäftigen sich mit der Akzeptanz, der Nutzerfreundlichkeit und der tatsächlichen Nutzung von eingesetzten Assistiven Technologien. (McCreadie/Tinker 2005; Oppenauer/Prazak-Aram et al. 2008; Spellerberg/Schelisch 2009?; Meyer/Schulze 2010)

Eine dieser eher seltenen Studien zu Assistiven Technologien, die nicht nur die potentielle Nutzung untersuchen, sondern den Einsatz von Assistiver Technologien im Alter real testen, stellt das Safety Assistants for the Elderly (S.A.F.E) Projekt des Austrian Research Centers Seibersdorf GmbH dar. Hierfür wurden seit November 2006 vier Wohnungen in einem Seniorenwohnheim in Wien mit über 30 Sensoren ausgestattet, um die Effektivität eines integriertes Kommunikations-, Informations- und Notfallsystems, das die Autonomie und Sicherheit von Menschen im Alter erhöhen soll, zu testen. Die Sensoren werteten aufgezeichnete Daten aus und leiten davon typische Verhaltensmuster ab. Wenn eine Abweichung erfolgte, wurde ein Alarm ausgelöst. An der Studie nahmen vier Frauen im Alter von 77 bis 87 Jahren teil. Mithilfe von Interviews und Gruppentreffen wurden die **Bedürfnisse und Sorgen der Bewohner/innen** in Bezug auf das System erfasst. (Oppenauer/Prazak-Aram et al. 2008)

Meyer/ Schulze (2010) evaluierten in ihrer Forschungsarbeit zwischen 2005 und 2008 neun **Best-Practice-Beispiele**²² von Smart Homes für Ältere im deutschsprachigen Raum, unter denen auch betreute Wohnanlagen waren (z.B. Krefeld: Smartes Service-Wohnen, Bochum: Smartes Betreutes Wohnen, Kaiserslautern: Assisted Living), und bewerteten den **Realisierungsgrad der technischen Installationen**, die **Erfüllung der Bedürfnisse und der Anforderungen der**

²² D: Gifhorn; Krefeld; Hennigsdorf bei Berlin; Bamberg, Gelsenkirchen, Berlin; Hattingen; Bochum; Kaiserslautern; A: Lauterach; CH: Zürich

Bewohner/innen und die **Nutzung durch die Bewohner/innen**. Sie führten hierfür pro Projekt mit durchschnittlich sechs bis acht Expert/innen und sechs bis 13 Bewohner/innen Interviews. Es wurde der Frage nachgegangen, inwieweit innovative Wohnkonzepte ältere Menschen bei der Alltagsbewältigung unterstützen können und zu angemessener Wohnzufriedenheit führen. Abgesehen davon wurden für die Bewertung der Nutzerfreundlichkeit strukturierte Beobachtungen mit den Bewohner/inne/n durchgeführt. (vgl. Meyer/Schulze 2010: 3ff) Obwohl die technischen Ausstattungen durchaus Unterschiede aufwiesen, war allen Projekten gemein, dass sie das Ziel verfolgten, die Lebensqualität älterer Menschen zu verbessern bzw. zu erhalten. (vgl. Meyer/Schulze 2010: 85)

Die größte **Akzeptanz** wurde technischen Ausstattungen entgegengebracht, die die Sicherheit der Bewohner/innen erhöhten (z.B. Rauchmelder, Sturzmelder, Einbruchmelder). Bei einfacher Handhabung der Geräte stieg die Akzeptanz. Des Weiteren war der Einsatz von Technik nur dann erwünscht, wenn diese aufgrund von individuellen Einschränkungen aus Sicht der Benutzer/innen benötigt wird. In allen Projekten zeigte sich, dass die Bewohner/innen nicht wegen der technischen Ausstattung in die Wohnungen gezogen waren, sondern andere Gründe (Lage, Barrierefreiheit) vorherrschend waren. Jene Personen, die mit ihrer Wohnsituation zufrieden waren, zogen auch ein positiveres Resümee über die technische Ausstattung. (vgl. Meyer/Schulze 2010: 86ff)

Ebenfalls mit **Akzeptanz von assistiven Technologien** beschäftigten sich McCreadie/Tinker (2005). Im Zuge ihrer Studie führten sie mit 67 Personen in England oder Schottland, die über 70 Jahre alt waren und Zuhause lebten, halbstrukturierte Interviews. Die interviewten Personen nahmen alle irgendeine Art von Assistiver Technologie in Anspruch, wobei keine/r ein umfassendes AAL-Paket hatte. Die Analyse des Interviewmaterials ergab, dass die Akzeptanz von Assistiven Technologien für ältere Leute vor allem vom selbstwahrgenommenen Bedürfnis („felt need“) und der „Produktqualität“, d.h. dass das Gerät zuverlässig und sicher funktioniert, abhängt. (McCreadie/Tinker 2005)

Ähnlich wie bei REAAL wurden Ende 2007 in einer Wohnanlage in Kaiserslautern 18 Haushalte mit insgesamt 26 Personen (Durchschnittsalter 69 Jahre) mit einem Assisted Living Konzept²³ ausgestattet. Herzstück der Wohnungen war der Touchscreen-PC PAUL (persönlicher Assistent für unterstütztes Leben). 19 Personen wurden zwei Monate nach Einzug (Februar 2008) zu ihren **Erfahrungen und Nutzungsgewohnheiten** befragt. Im Oktober 2008 - also zehn Monate nach Einzug - erfolgte abermals eine Befragung zum Stand der Nutzung in Form einer schriftlichen Kurzbefragung, an der 20 Personen teilnahmen. Ziel der Befragung war es, die Bedürfnisse, Akzeptanz und Erfahrungen älterer Menschen mit Technik im Alltag zu erforschen. Das Ergebnis

²³ EIB/KNX-Bus, elektrische Rollläden, zentrale Lichtsteuerung, Wohnungstürtransponder, Türkamera, Touchscreen-PC, Bewegungsmelder, Wasserverbrauch etc.

zeigte, dass die Zahl der genutzten Funktionen nach zehn Monaten weit höher war als bei der Befragung zwei Monate nach dem Einzug.²⁴ (Spellerberg/Schelisch 2009?)

Die während der Literaturrecherche relativ geringe Anzahl an Studien mit tatsächlich umgesetzten AAL-Gesamtlösungen zeugen von einem erheblichen Forschungsbedarf, der auch von den Autor/innen immer wieder beklagt wird. AAL wird als wichtiges Marktpotenzial und Lösung für die Bewältigung des sozialen Wandels mit steigenden Pflegekosten gesehen, umso wichtiger erscheint es, dass Projekte, in denen AAL-Gesamtlösungen realisiert werden, umgesetzt und durch Forschung, wie dies beim REAAL-Projekt der Fall ist, begleitet werden.

²⁴ Dieses Ergebnis hat auch Bedeutung für das REAAL-Projekt, da die Personen relativ kurz nach Einzug interviewt wurden und daher anzunehmen ist, dass die Vielseitigkeit der Nutzung der technischen Einrichtung noch nicht gegeben ist, und somit die Aussagekraft des REAAL-Ergebnisses beschränkt ist bzw. Folgestudien erforderlich wären, um die tatsächliche Nutzung der technischen Ausrüstung in Pichling zu erfassen.

6. Forschungsdesign und Methodik

6.1. Warum ein qualitativer Forschungsansatz?

Als methodischer Ansatz wurde für das REAAL-Projekt eine qualitative Längsschnitterhebung mit problemzentrierten Interviews, ergänzt mit Expert/inn/eninterviews, gewählt. Die Auswertung erfolgte anhand der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2003).

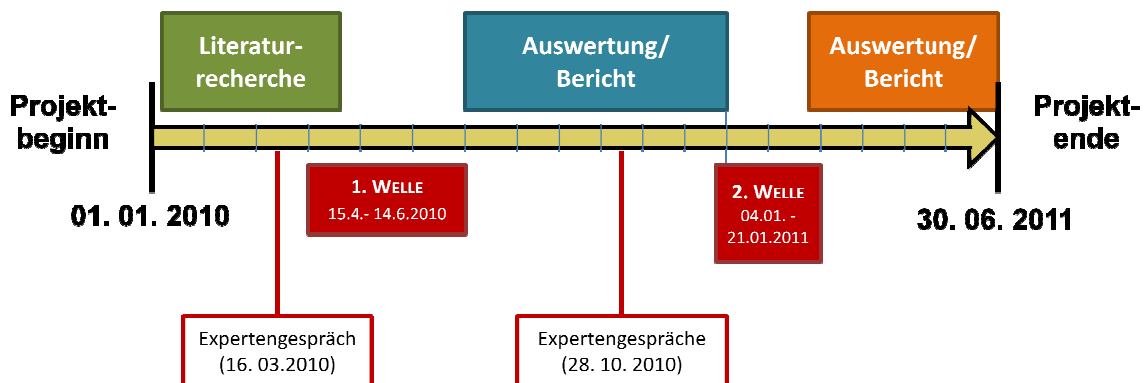
Mithilfe von **qualitativen Forschungsmethoden** werden die Lebenswelten „von innen heraus“, aus Sicht der betroffenen Personen in ihrem sozialen Kontext, untersucht. Im Zentrum des Interesses stehen die Perspektive der Person und der Wunsch zu verstehen, was eine Person in ihrem sozialen Umfeld als relevant erachtet und dazu bringt, in einer bestimmten Art und Weise zu handeln. (vgl. Froschauer/Lueger 2003: 17) Durch den Einsatz von qualitativen Methoden erhofft man sich tiefere Kenntnisse und ein plastischeres Bild von sozialen Sachverhalten und Prozessen zu erlangen, als dies mit quantitativen Methoden der Fall wäre. (vgl. Diekmann 2004: 445; Flick/Von Kardorff et al. 2007: 14 ff) Insbesondere deshalb wurde als Methode für die sozialpolitische Begleitforschung des REAAL-Projektes ein qualitativer Zugang gewählt, weil die Sichtweisen der Personen, die in die Wohnanlage einziehen, ihre Motive, Erwartungen und ihr Empfinden der Lebensqualität im Mittelpunkt des Interesses stehen.

Bei qualitativer Sozialforschung werden nicht bereits Bekanntes bzw. vorgefasste Annahmen überprüft, sondern es wird der Anspruch erhoben, an den Forschungsgegenstand offen heranzutreten, in der Auseinandersetzung mit dem Feld Neues zu entdecken und gegebenenfalls eine Theorie zu entwickeln. (vgl. Froschauer/Lueger 2003: 19) Qualitative Sozialforschung wird deshalb insbesondere dann empfohlen, wenn es sich um die Erschließung von sozialen Prozessen oder auch eines wenig erforschten Bereiches handelt, was im Fall von REAAL (Pilotstudie) gegeben ist. (vgl. Mayring 2003: 21; Flick/Von Kardorff et al. 2007: 25)

6.2. Qualitative Längsschnittstudie

Im REAAL-Projekt wird im Speziellen die Methodik der **qualitativen Längsschnittanalyse** herangezogen, welche in der Praxis eher selten angewendet wird. Bei qualitativen Längsschnittstudien stehen der Prozess und die Dynamik von Veränderungen in Sicht- und Handlungsweisen im Zentrum, welche anhand von wiederholten Erhebungen mit, im Idealfall, denselben Personen analysiert werden. (vgl. Smith 2003: 273; Thomson/Plumridge et al. 2003: 185; Flick 2007: 256) Auch im Rahmen des REAAL-Projektes wurde eine zweimalige Befragung derselben Personen durchgeführt (siehe dazu auch Abbildung 3).

Bei dieser Form der Erhebung ist zu beachten, dass die Interviews der erste Welle der Erhebung explorativ gestaltet wird/werden kann, aber die darauffolgende Welle zunehmend auf bestimmte Aspekte der Veränderung fokussiert werden muss, um eine überschaubare Menge an Datenmaterial produzieren und bedeutende Bereiche der Veränderung wirksam analysieren zu können. Eine Herausforderung für Forscher/innen bei dieser Methode besteht daher darin, die Erkenntnisse von einer Erhebungswelle in das Design der darauffolgenden Welle einfließen zu lassen. (vgl. Smith 2003: 275)

Abbildung 3: Methodische Vorgehensweise im Zeitverlauf

Quelle: eigene Darstellung

Durch die im REAAL-Projekt **zweimalige Befragung** der Bewohner/innen – einmal **vor** und einmal **nach Einzug** in die betreubaren Wohnungen – soll die Veränderung der Lebenssituation der Bewohner/innen und deren Konsequenzen für sie erfasst werden. Durch die „Vorher-Nachher-Erhebung“ kann auf retrospektive Interviews verzichtet werden und somit das Risiko einer Verfälschung der Daten durch nachträgliche Einsicht oder Verklärung minimiert werden. (vgl. Neale/Flowerdew 2003: 190; Thomson/Plumridge et al. 2003: 185)

Die **Erhebungswelle vor Einzug** in die betreubare Wohnanlage hat im April und Mai 2010 stattgefunden und hat zum Ziel, die Beweggründe der Interviewpartner/innen für den Einzug in betreubares Wohnen, deren Erwartungen an diese Wohnform sowie an die Serviceangebote zu erfassen. Dabei wurde zum einen versucht, die Lebenssituation der befragten Personen, insbesondere deren Wohnsituation und -umfeld, Alltagsgestaltung, Sozialleben sowie bedeutende Faktoren der Lebensqualität zu erheben. Zum anderen lag der Fokus der Fragestellungen auf der Erhebung des Entscheidungsprozesses und der Techniknutzung vor dem Einzug in die neuen Wohnungen. Weiters sollten die befragten Personen Auskunft über ihre *Erwartungen* an die eingesetzte assistive Technologie geben.

Um die Veränderungen der Lebenssituation der Bewohner/innen und deren Konsequenzen für sie erfassen zu können, wurden die interviewten Personen aus der ersten **Erhebungswelle** vier Monate **nach Einzug**, im Jänner 2011 zu bestimmten Aspekten ihrer neuen Wohnsituation befragt. Diese Aspekte umfassen zum einen die *Erfahrungen* beim Umzug und die Eingewöhnung in die neue Wohnsituation der befragten Personen. Zum anderen wurden die Interviewpartner/innen über die *Wirkung* betreubaren Wohnens auf ihren Alltag befragt. Dabei standen die Veränderungen der Wohnsituation, der Alltagsgestaltung, des Soziallebens sowie weiterer, für die Lebensqualität der interviewten Personen relevante Faktoren im Vordergrund. Weiters sollten die Befragten Auskunft darüber geben, inwieweit ihre Erwartungen an die neue Wohnsituation und spezifisch an die assistive Technik erfüllt wurden.

6.3. Erhebungsinstrument: Problemzentriertes Interview

Als Erhebungsinstrument wurde das **problemzentrierte Interview** gewählt. Wie beim narrativen Interview gibt es bei dieser Form der Erhebung einen Erzählstimulus mit Erzählphase. Ergänzend dazu wird ein Leitfaden verwendet, der aus Fragen und Erzählanreizen besteht, die Themenbereiche abdecken, die aus der betrachteten Literatur abgeleitet wurden. Der Einsatz eines Leitfadens, der unter anderem verhindern soll, dass wichtige Fragen nicht thematisiert werden, führt zu einem höheren Strukturierungsgrad als beim narrativen Interview. Der Vorteil dieser Erhebungsmethode ist, dass der interviewten Person ermöglicht wird, ihren eigenen Erzählstrang zu entwickeln und selbst intuitiv Themen einzubringen, die ihr als wichtig erscheinen. (vgl. Froschauer/Lueger 2003: 62) Der Leitfaden dient als Unterstützung bei einem stockenden Gespräch, um das Interview in Gang zu halten und ihm neue Wendungen zu geben.

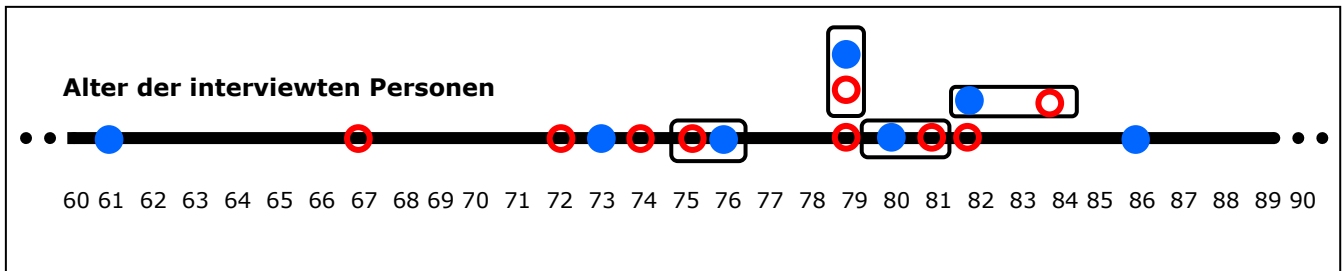
6.4. Sample und Datenerhebung

Das Forschungsinstitut für Altersökonomie der Wirtschaftsuniversität Wien führte mit der Hälfte der Bewohner/innen, die in die 25 betreubaren Wohnungen in Pichling einzogen, Interviews. Diese Interviews widmeten sich insbesondere dem sozialen Netzwerk und der Lebensqualität der betrachteten Personen. Weitere Bewohner/innen wurden von einer zweiten Forschergruppe, dem Institut für Marketing und Strategieberatung in Innsbruck befragt, wobei der thematischen Schwerpunkt auf der Nutzung von AAL lag. (Schmelzenbach/Krimbacher et al. 2011) Beide Forschergruppen gingen dabei zeitlich und inhaltlich koordiniert vor und tauschten die Ergebnisse der jeweiligen Erhebungen miteinander aus. Dieser Abgleich ist wesentlich, da einerseits die Technikkomponente die Erfahrungen und Entwicklungen im betreubaren Wohnprojekt beeinflussen kann, umgekehrt aber auch die Betreuungskomponente und die räumliche Dichte der NutzerInnen von AAL einen Einfluss auf die Nutzung der Technikkomponenten nehmen können.

Die Aufteilung der Gesamtheit der Personen, die sich für die Wohnanlage in Linz-Pichling angemeldet hatten, zwischen dem Forschungsinstitut für Altersökonomie der Wirtschaftsuniversität Wien und dem Institut für Marketing und Strategieberatung erfolgte so, dass beide Teilsamples eine möglichst diverse Alters- und Geschlechtsstruktur sowie Haushaltszusammensetzung aufwiesen. Aus der Literaturrecherche war ersichtlich, dass in der Analyse Genderaspekte zu berücksichtigen wären. Zudem konnte angenommen werden, dass für Personen in Partnerschaften andere Motive und Erwartungen hinter der Entscheidung standen, in eine betreute Wohnanlage einzuziehen, als bei alleinlebenden Personen. Im Ergebnis waren in beiden Teilsamples alleinlebende Frauen, alleinlebende Männer und Ehepaare vertreten.

Das Sample des WU Forschungsinstituts für Altersökonomie umfasste vier Ehepaare, fünf alleinlebende Frauen und drei alleinlebende Männer (also insgesamt 16 Personen). In der unten angeführten Darstellung (Abbildung 4) sind die Altersverteilung, das Geschlecht der jeweiligen Personen sowie der Partnerschaftsstatus, der Personen dieser Stichprobe verbildlicht. Der Großteil der Personen war bei Einzug zwischen 70 und 80 Jahren alt. Sowohl die älteste als auch die jüngste Person im Sample des WU Forschungsinstituts für Altersökonomie waren alleinlebende Männer (61 Jahre, 86 Jahre).

Abbildung 4: Alters- und Geschlechterstruktur des Samples der qualitativen Studie in Linz-Pichling



- Männlicher Bewohner
- Weibliche Bewohnerin
- Ehepaar

Quelle: eigene Darstellung

Die Interviews mit den Bewohner/inne/n fanden in der ersten Erhebungswelle im April und Mai 2010 in deren „alten Wohnungen“ statt. Die befragten Personen bezogen im August 2011 ihre neuen Wohnungen in der betreubaren Wohnanlage in Pichling. Im Rahmen der zweiten Interviewwelle im Jänner 2011 wurden die Bewohner/innen bereits in ihren neuen Wohnungen interviewt. Die Interviews wurden mit einem digitalen Diktiergerät aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Insgesamt wurden 22 Interviews mit den Bewohner/inne/n durchgeführt, wovon 12 in der ersten Erhebungswelle vor und 10 nach dem Einzug in die betreubaren Wohnungen stattfanden. Herr H verstarb kurz vor seinem Einzug in die neue betreubare Wohnung. Das Ehepaar I konnte aufgrund einer schwerwiegenden Erkrankung von Herrn I in der zweiten Erhebungswelle im Jänner 2011 nicht interviewt werden. Durch die Ausfälle von Herrn H und dem Ehepaar I reduzierte sich das ursprüngliche Sample von vorgesehenen 12 auf 10 Interviews (siehe Tabelle 3). Die Dauer der Interviews belief sich auf rund 1.168 Minuten. Insgesamt lagen 450 Seiten an transkribiertem Material vor.

Tabelle 3: Sample der interviewten älteren Menschen (Linz-Pichling)

Name	Alter	Alleinlebend/Paar	Bisherige Wohnform
Frau A	82 Jahre	alleinlebend	Einfamilienhaus
Herr B	73 Jahre	alleinlebend	Seniorenheim
Frau C und Herr C	♀75Jahre, ♂76Jahre	Paar	Wohnung
Frau D	67 Jahre	alleinlebend	Wohnung
Frau E und Herr E	♀84 Jahre, ♂ 82 Jahre	Ehepaar	Wohnung
Frau F und Herr F	♀81 Jahre, ♂80 Jahre	Ehepaar	Wohnung
Frau G	72 Jahre	alleinlebend	Wohnung
Herr H	61 Jahre	alleinlebend	Wohnung ²⁵
Frau I und Herr I	♀79 Jahre, ♂79 Jahre	Ehepaar	Einfamilienhaus ²⁶
Frau J	79 Jahre	alleinlebend	Wohnung
Frau K	74 Jahre	alleinlebend	Wohnung
Herr L	86 Jahre	alleinlebend	Einfamilienhaus

Quelle: eigene Darstellung

Ergänzend zu den problemzentrierten Interviews mit den Bewohner/inne/n der betreubaren Wohnungen wurden drei **Expert/inneninterviews** mit der Ansprechperson der betreubaren Wohnanlage in Linz-Pichling, dem zuständigen Techniker der BEKO Engineering & Informatik AG, sowie einer Vertreterin der Abteilung Förderung und Sozialplanung des Amtes für Soziales, Jugend und Familie durchgeführt. In die Leitfäden flossen Themenbereiche ein, welche sich aus der Literatur oder aus den Gesprächen mit den Bewohner/inne/n ergaben und zu denen zusätzliche Informationen aus Sicht eines/einer Experten/in wünschenswert waren. Da es bei den Expert/inneninterviews vor allem darum ging, manifestes Kontextwissen zu erhalten, wurde bei der Auswertung auf theoretische Erklärungen und Generalisierungen verzichtet. Stattdessen wurde das empirische Wissen als Ergänzung zur Hauptforschung herausgearbeitet. (vgl.

²⁵ Ausfall in der zweiten Erhebungswelle²⁶ Ausfall in der zweiten Erhebungswelle

Meuser/Nagel 2005: 82) Die Interviews wurden ebenfalls digital aufgezeichnet und anschließend transkribiert. 61 Seiten Transkript standen für die Auswertungen zur Verfügung.

6.5. Setting: betreubares Wohnen in Linz-Pichling

Die betreubare Wohnanlage liegt am südlichsten Stadtrand von Linz mitten in Alt-Pichling. Das Siedlungsbild dieses Stadtteils ist durch zahlreiche Einfamilienhäuser geprägt und weist einen dörflichen Charakter auf. Charakteristisch für das Seniorenzentrum in Pichling ist die Berücksichtigung des Prinzips der kurzen Wege. Einkaufsmöglichkeiten, Arzt, Apotheke und andere Nahversorger befinden sich in unmittelbarer Nähe und sind zu Fuß oder mit den öffentlichen Verkehrsmitteln von den Bewohner/innen schnell zu erreichen. Durch den Ausbau des öffentlichen Verkehrsnetzes wurde bereits vor Eröffnung der betreubaren Wohnanlage die Busverbindung der Linzer Linien erweitert. Durch die Busstation, die sich unmittelbar vor der betreubaren Wohnanlage befindet, ist es den Bewohner/innen möglich, sowohl in die Innenstadt Linz zu gelangen als auch den Pichlinger See als attraktives Naherholungsgebiet zu nutzen. Neben den 25 betreubaren Wohnungen befindet sich das dreigeschossige Pflegezentrum mit insgesamt 64 Pflegeplätzen. Die Bauwerke sind zwar funktionell eng miteinander verbunden, treten jedoch als eigenständig in Erscheinung. Durch eine teilweise gedeckte Terrasse sind das Seniorenzentrum und betreubares Wohnen miteinander verbunden. Ein gemeinsamer Innenhof dient den Bewohner/innen als Rückzugsmöglichkeit. In dem vom Pflegeheim baulich getrennten, barrierefreien Gebäude des betreubaren Wohnens befinden sich 25 Wohneinheiten mit je rund 50 Quadratmetern Nutzfläche. Sie verfügen über ein Wohnzimmer mit Kochnische, ein Schlafzimmer, Bad, WC und einen Abstellraum. Im Gebäude stehen den Bewohner/innen weiters Waschküchen, Trockenräume, Kellerabteile sowie ein Gemeinschaftsraum zur Verfügung. Aufgrund der funktionellen Verbundenheit können die Bewohner/innen der betreubaren Wohnungen das Angebot des Pflegeheims, wie das Cafe, die Kapelle, den Frisör sowie die Fußpflege in Anspruch nehmen. Den Bewohner/innen der betreubaren Wohnanlage wird von der Miteinander GmbH eine sozialdienstliche Betreuung zur Verfügung gestellt. Diese Mitarbeiterin, die auf eine langjährige Berufserfahrung in diesem Aufgabenfeld zurückgreifen kann und Bewohner/innen ähnlicher Anlagen bereits betreut hat, ist zu diesem Zweck an zwei bis drei Tagen in der Woche zu fest vereinbarten Zeiten im Haus anwesend. Ihre Aufgaben sind sehr weit gefächert und beinhalten zum einen die regelmäßige Kontaktaufnahme zu den Bewohner/innen und die Organisation von regelmäßigen Treffen und diversen Freizeitangeboten wie Bewegungsgruppen oder gemeinsame Ausflüge. Zum anderen hilft die Mitarbeiterin – wenn notwendig – bei der Kontaktaufnahme mit Ärzt/innen, bei der Organisation und Durchführung von Krankenbesuchen oder bei der Vermittlung von mobilen Diensten. Des Weiteren ist sie Ansprechperson bei Problemen und Anliegen in Bezug auf Wohnungsangelegenheiten.

6.6. Auswertungsmethode: Qualitative Inhaltsanalyse

Zur Auswertung des erhaltenen, transkribierten Interviewmaterials wurde ein, an die **Inhaltsanalyse von Mayring** (2003) angelehntes Kodierungs- und Kategorisierungsverfahren angewandt. Bei dieser Auswertungsmethode wird der Interviewtext so bearbeitet, dass den einzelnen relevant erscheinenden Sinneinheiten im Text Codes zugeordnet werden und diese

wiederum zu Kategorien zusammengefasst werden. Das Kategoriensystem besteht zum Teil schon durch theoretische Vorüberlegungen und aufgrund der thematischen Gliederung des Leitfadens, der aus der Literatur abgeleitet wurde. Die Offenheit dieser Auswertungsmethode ist aber dadurch gegeben, dass das Kategoriensystem laufend angepasst, erweitert und rücküberprüft werden kann, je nachdem, welche Themen in den Interviews vorkommen. Dadurch wird induktives und deduktives Vorgehen kombiniert. (vgl. Mayring 2003: 53, 74f; Gläser/Laudel 2006: 193ff)

Insbesondere für die qualitative Längsschnittstudie eignet sich diese Form der Auswertung, da der Vergleich die Voraussetzung für die Feststellung von Veränderung darstellt. Durch das Kategoriensystem wird die Vergleichbarkeit zwischen Materialien, die zu verschiedenen Zeitpunkten erhoben wurden, erleichtert. Die einzelnen Interviews müssen dabei getrennt voneinander analysiert werden und sogenannte Profile für die einzelnen befragten Personen erstellt werden, um dadurch Veränderungen der Sichtweisen der einzelnen Personen im Zeitverlauf sowie Veränderungen der Sichtweise der gesamten Gruppe feststellen zu können. (vgl. Smith 2003: 275f)

7. Forschungsergebnisse

7.1. Entscheidungsprozess

7.1.1. Wie vom Angebot erfahren?

Die interviewten Personen haben vom Angebot des betreubaren Wohnens bzw. von der Wohnanlage in Pichling auf unterschiedliche Weise erfahren. Einige Personen haben über betreubares Wohnen bzw. konkret über das Bauvorhaben in Pichling in der **Zeitung** gelesen. Andere wiederum – wie z.B. das Paar C – wurden auf das Bauvorhaben durch **Mundpropaganda** aufmerksam.

Herr C: „Des ist... die Leut haben geredet, dort und dort wird jetzt was gemacht und so... viele Pensionisten und so.“ (Z171-172)

Einige der befragten Personen wurden **von Bekannten oder von ihren Kindern** darauf **hingewiesen**, dass es das Angebot des betreubaren Wohnens gibt, bzw. dass in Pichling gerade solche Wohnungen gebaut werden. Das Ehepaar E und das Ehepaar I wurden durch Vorbeifahren an der **Baustelle** in Pichling aufmerksam und erkundigten sich danach, was dort gebaut wurde.

Frau E „Wir sind da immer vorbei gfohrn und do is baut worden, aber hauma ned gewusst, dass des so, man halt eben geglaubt Seniorenheim nicht und dann ist des, hat sich rausgestellt, dass da ein betreubares Wohnen gibt, nau des, hod da Sohn auch, „Mama des wär doch für euch so des Beste daun“, na do wor ma gleich einverstanden.“ (Z 59-62)

Herr I: „Na jo, wir haben, der Sohn ist in Pichling verheiratet, do hat sich a Haus baut und da sama ja alle vierzehn Tage auf Besuch g’fahrn. Da samma bei den Bau vorbei g’fahrn, da geht ja die Straßn vorbei, des is ja ned weit weg. Und da hama g’sagt „ja ja da wird des“, hama mal g’fragt was des is, ja des wird a betreubares Wohnen und a Seniorenheim und da hama g’sagt „no da meld ma uns an“, Des war mal die erste Anhieb.“ (Z3-7)

7.1.2. Rolle der Angehörigen beim Entscheidungsprozess

Die interviewten Personen betonten zwar, dass die Entscheidung, in eine betreubare Wohnung in Pichling zu ziehen, ihre eigene war. Dennoch gaben manche Personen an, dass die Kinder bzw. Angehörigen tonangebend oder zumindest diejenigen waren, die sie überhaupt auf die Idee gebracht hatten in eine betreubare Wohnung zu ziehen.

Frau G: „Meine Tochter wor de die mi auf des brocht hod, du hods gsagt, „Mama du warst in der Nähe und du bis eh alleine des is eh wurscht, du bist ja nirgends gebunden“ und des wor dann der Grund. Und i hob mir gedacht, „geh is eh wor, und wauni wos brauch sie is glei do oder wauni mei, auf jeden Fall sie is hod gleich do, oder i bei ihr.“ (Z 94-97)

Man hatte bei fast allen Befragten das Gefühl, dass es ihre eigene Entscheidung war, sich für eine betreubare Wohnung in Pichling anzumelden. Im Gegensatz dazu stellte sich bei Herrn B heraus,

dass es vor allem seine Angehörigen waren, die sich um den Umzug in eine betreubare Wohnung gekümmert und alles in die Wege geleitet hatten. Auch bei Frau K war der Sohn tonangebend. Sie gibt zu, dass sie wohl ohne ihren Sohn nicht umgezogen wäre und er sehr engagiert bei der Anmeldung war, sich Sorgen um sie gemacht hat und meinte, sie könne in ihrer jetzigen Wohnung nicht mehr alleine leben.

7.1.3. Reaktion Dritter auf die Entscheidung, in betreubares Wohnen zu ziehen

Insbesondere die Kinder der interviewten Personen reagierten sehr positiv auf deren Entscheidung („Du machst das beste, was es gibt“ (Herr C: Z 223). Die Reaktion von Bekannten reichte von „entsetzt“ (Frau A: Z 135) über „überrascht“ (Frau A: Z 157) bis „wahnsinnig“ (Frau G: Z 102).

Die befragten Personen meinten, dass einige der Bekannten ihre Entscheidung nicht nachvollziehen konnten und dies selbst nicht tun würden. Frau J erwähnte, dass ihre Geschwister ihre Entscheidung sehr lobten, weil sie so vorausdenkend sei, andere Bekannte ihre Entscheidung aber nicht verstanden.

Frau J: „De haum des alle eigentlich, auch meine Geschwister, weil i hob a nu drei, haum eigentlich alle des für sehr positiv empfunden. [...] Weil ich des mocht, weil i bi de Älteste goi und weil i so vorausdenkend bin, dass waun irgendwos is, dass ich daun doch schon irgendwie betreubar bin. Jo, oiso es hod nu niemand gsogt, mein Gott, des mochad i ned. A Bekaunte von mir, de hod gsogt, wieso mochstn des, owa de is sowieso nur negativ eingestellt, mit der brauch i eh ned redn drüber (lacht), aber sonst, ober mir do de Kollegin, de hod natürlich schon gsogt, mein Gott na, jetzt ziegst aus, do wirst ma obgehn, na jo, weils nimma so oft kumma kau. Weil nach Pichling außi, fohrts jo net ständig daun.“ (Z 457-467)

7.1.4. Alternative zum betreubaren Wohnen in Linz-Pichling

Beim Anmeldeprozess kann man zwei Gruppen an Personen im Sample unterscheiden. Einerseits jene Menschen, die sich **ausschließlich** für die **Wohnanlage in Linz-Pichling** angemeldet haben und für die keine andere betreubare Wohnanlage in Frage gekommen wäre und andererseits jene Personen, die sich **für betreubares Wohnen generell angemeldet** haben und sehr glücklich damit sind, dass sie eine Wohnung in der Wohnanlage in Pichling bekommen haben.

Die interviewten Personen, die sich für betreubares Wohnen generell angemeldet haben, hatten teilweise bereits vor dem Einzug in Pichling die Möglichkeit in eine andere betreubare Wohnung einzuziehen, lehnten dies aber meist mit der Begründung ab, dass ihnen diese nicht gefallen habe und ihnen die Wohnanlage in Pichling und deren Umgebung mehr zusagt.

Herr H: „Jo des is oafoch, do is es nur ums betreute Wohnen gongen. I hätt scho amoi a Wohnung kriagt, owa de hot ma net gfoin. Des wor so a Oitbau, des wor wesentlich billiger owa. Und donn hob i de Möglichkeit eben kriagt, dort

draußen diese Wohnung zu beziehen. Es is hoit so (räusper) i hob do (räusper) i hob do a wunderschöne Terrassen dabei." (Z105-109)

Jener Teil der befragten Personen, der sich für betreubares Wohnen generell angemeldet hatte, wären daher wohl alternativ in eine andere betreubare Wohnanlage gezogen, wenn sie keine Wohnung in Pichling bekommen hätten. Einige wenige sahen als **Alternative zum betreubaren Wohnen in Pichling** ein **Seniorenheim** oder den **Umzug in eine kleinere Wohnung** in Linz. Frau D hatte sich für ein Pflegeheim bereits angemeldet, welches aber nur noch Pflegefälle aufnimmt.

Frau D: „I woa jo vorher in einem Dings angemeldet. In einem was is des? Einem Pflegeheim für schwere Pflegefälle is und do hob i glaubt, i komm hin. Und wie i mi donn angemeldet hätt, hot er gsogt, des geht nimma, wei mir nur schwere Pflegefälle nehmen. Und donn hob i mi natürli on die GWG gewandt und so weiter und so fort und hobs nur versucht do in diesen, is überoi des gleich gwesen, man wurde nicht mehr genommen, wenn wenn ich noch, wonn i ma nu wonn i mi medizinisch nu söwa versorgen kann, wissen Sie." (Z456-461)

Im Gegensatz dazu, wäre Frau K, wenn sie die Wohnung in Pichling nicht bekommen hätte, in eine kleine Wohnung in Linz gezogen, um in der Nähe ihre Sohns sein zu können. Die übrigen Personen, wären wohl in ihrer Wohnung geblieben, wenn sie nicht die Möglichkeit bekommen hätten, in eine betreubare Wohnung in Pichling zu ziehen. Auch Herr L meint, dass er, wenn es die Möglichkeit von betreubarem Wohnen nicht gegeben hätte, in seinem Haus hätte bleiben müssen, da er für ein Heim noch zu rüstig ist.

7.2. Situation der Bewohner/innen vor Einzug in betreubares Wohnen

7.2.1. Wohnsituation der Bewohner/innen vor Einzug

Ein guter Teil der vom WU Forschungsinstitut für Altersökonomie interviewten Personen lebten vor dem Einzug in die betreubare Wohnanlage in Pichling in **Wohnungen**, wobei diese meist größer als die Wohnungen in Pichling und nicht barrierefrei waren. Besonders belastend wurden Stufen (*„... owa des herausgehn mit de Stufn, des is mit jeden Johr jetzt beschwerlicher worn.“ (Frau J: Z 229)*) und nicht barrierefreie Bäder wahrgenommen. Einige der Befragten wohnten in **Einfamilienhäusern mit Garten**. Auch hier stellte die Größe der Wohnfläche und zusätzlich die Gartenarbeit für die Bewohner/innen eine Belastung dar, *„weil ma nimmer mehr so tüchtig [ist] und weil die Oarbeit eine Belastung geworden is inzwischen, Gartenarbeit, Hecken schneiden, Rasen mähen, ...“ (Herr L: Z 270-272)*.

Herr B wohnte in einem **Zimmer in einem Seniorenheim** und fand vor allem die fehlende Privatsphäre als wenig zufriedenstellend, da das Betreuungspersonal jeder Zeit in sein Zimmer kommen konnte.

Herr B (Sprecherin von Herrn B)²⁷: „Er rechnet damit, dass jederzeit kann wer kommen. Macht ja nichts, aber das stört ihn, weil, wenn er was braucht, er möchte selber kommen.“ (Z 231-232)

7.2.2. Wohnumfeld der Bewohner/innen vor Einzug

Ein Teil der befragten Personen fühlte sich in ihrem damaligen Wohnumfeld wohl, kannten die Nachbar/inne/n und lobten die Infrastruktur und Nahversorgung. Einige hoben die guten Beziehungen zu den Nachbar/inne/n hervor, wohingegen andere sich beklagten, dass sie den ganzen Tag im Wohnhaus alleine waren bzw. keinen **Kontakt mit den Nachbar/inne/n** hatten.

Zwar wurde die **Nahversorgung und Infrastruktur** der vorherigen Wohnumgebung von vielen gelobt, gab es durchaus Personen, die ausdrücklich darauf hinwiesen, dass die Verkehrsanbindung ihrer damaligen Wohnung schlecht gewesen wäre und sie einen weiten Weg zur nächsten Bushaltestelle oder Einkaufsmöglichkeit zurücklegen hätten müssen. Das Ehepaar I meinte, dass man ohne Auto in ihrer Gegend nirgends mehr hinkomme.

Ein Teil der befragten Parteien beklagte den **Lärm**, dem sie in der alten Wohnung ausgesetzt waren und durch den sie sich in ihre Lebensqualität beeinträchtigt fühlten, wobei das Ehepaar E diesen mit der Durchzugsstraße, an der sie wohnten, begründeten und Frau K Kinder in der Wohnanlage als Verursacher von Lärm erachtete.

7.2.3. Alltagsgestaltung der Bewohner/innen vor Einzug

Neben anfallenden **Tätigkeiten im Haushalt**, (wie dem Einkaufen, Kochen, Aufräumen) verbrachten die interviewten Personen ihren Tag damit, **Bekannte zu treffen** und **spazieren zu gehen**. So ging Frau G täglich mit dem Hund ihrer Tochter spazieren.

Frau G: „Um fünf Uhr steh i auf jeden Fall auf, um sechs Uhr fahr i mit dem Autobus zu der Tochter in die Solarcity, marschier mit dem Hund, weil das hab ich ihr versprochen, wie sie sie in Hund kauft haben, aber des ist jetzt schon ein oida Hund, und daun, wie gsagt, geh i ungefähr eineinhalb Stund, dann tu ich bei der Tochter nochmals frühstückn, dann (lacht) geh i einkaufn und moch meine Besorgungen, koch mir daham und Nachmittag, dann mach i mei Mittagspause, du leg i mi a Neichtl dauni. Und dann Nachmittag triff i mi mit Bekannte oder ah ned, dann dur i lesen oder Ding, des is mei Tagesablauf.“ (Z4-10)

Frau I traf sich beispielsweise jeden Montag mit einer Runde Damen und spielte Karten. Jene Personen, die ein Auto besaßen, verwendeten dieses um Ausflüge zu machen und Bekannte zu

²⁷ Herr B wurde aufgrund seiner schlechten Deutschkenntnisse (Muttersprache: polnisch) von seiner Bekannten polnischer Abstammung im Rahmen der Interviews unterstützt. Diese war zum Zeitpunkt der ersten Erhebungswelle eine Angestellte des Seniorenheims, indem Herr B lebte.

treffen. Teilweise fuhren diese noch selbst z.B. nach Ungarn oder Südtirol mit dem Auto auf Urlaub.

Andere gingen regelmäßig (bis zu täglich) in den **Club Aktiv**²⁸ und verbrachten dort ihre Zeit und nahmen an Ausflügen des Club Aktivs teil.

Eine Ausnahme bei den täglichen Aktivitäten bildete Herr B, da er hauptsächlich vor dem Computer saß und im Internet surfte.

7.2.4. Sozialleben der Bewohner/innen vor Einzug

Die interviewten Personen lassen sich bezüglich ihrer sozialen Kontakte vor dem Einzug grob in zwei Gruppen einteilen. Zur ersten Gruppe gehören jene **Personen, die mit ihrem sozialen Netz sehr zufrieden** waren und angaben, nie einsam zu sein. In die zweite Gruppe fallen **Personen, die manchmal einsam** waren, wobei es auch hier Unterschiede im Ausmaß der Sozialkontakte gab. Herr H hatte beispielsweise kein soziales Netzwerk.

I: „Ähm..das heißt, ähm, Sie fühlen Sie einfach manchmal einsam und..

Herr H: Najo, net nur manchmal.

I: Ja, aber wer ist die Person mit der Sie die meiste Zeit verbringen?

Herr H: (längere Pause) Hob i neambt." (Z64-67)

Auffallend ist, dass in die Gruppe der manchmal einsamen Personen neben ein paar alleinlebenden Frauen alle befragten alleinlebenden Männer fallen. Zwei Damen in der Gruppe der Personen, die sich als manchmal einsam bezeichneten, verfügten zwar über ein soziales Netz aus vor allem **Bekanntem** und trafen diese auch regelmäßig, bezeichneten sich aber selbst als keine Gesellschaftsmenschen und trafen sich lieber mit Menschen zu zweit als in Gruppen.

Frau K: „Ich habe nicht so gerne Besuch. Ich, ich mag das nicht so, Kaffeekränzchen. Aber ich fahr mit dem Auto weg und treff mich manchmal mit zwei Damen." (Z53-54)

Frau D: „(...) ein Gespräch zu zweit, des is wunderschön. Oba so Gruppen, des liegt ma goa ned." (Z289-290)

Frau D: „(...) ich geh nirgendswa hin auf an Kaffee oder wos, des tua i ned, oiso, na, na, do do bin i des hob i imma ned ton. Wissen Sie, i hob mi auch also i bin koa Gesellschaftsmensch, i hob mi do von der Gesellschaft gelöst ab an gewissen Alter." (Z550-552)

Beide Damen hatten zwar soziale Kontakte mit Bekannten und auch Familie und schätzten diese sehr, bevorzugten aber Privatsphäre und standen anderen eher reserviert gegenüber. Diese Reserviertheit mag aber auch dazu geführt haben, dass sie sich manchmal einsam fühlten.

²⁸ Bezeichnung für Seniorenclub in Linz

Im Gegensatz dazu war bei den „einsamen Männern“ diese Reserviertheit nicht zu erkennen. Diese waren zwar einsam, standen aber neuen Kontakten sehr positiv gegenüber. Die alleinlebenden Männer hatten zwar teilweise regelmäßigen Kontakt zu z.B. der Tochter oder einer Bekannten, aber es fehlte ihnen ein stabiles soziales Netz aus Familie und Freunden, mit denen sie in regelmäßigem Kontakt standen. Die Befragten, die zur Gruppe der nicht einsamen Personen gehören, führten dies unter anderem häufig auf einen sehr starken Familienzusammenhalt und -klima zurück.

Ehepaar E: „(...) aber wie gsogt, die Familie hoid zusammen und do rührt sich immer was bei uns.“ (Z238)

Die Auswertungen der Interviews haben ergeben, dass ein starker Familienzusammenhalt die Personen nicht in ihren sozialen Aktivitäten außerhalb der **Familie** einschränkt. Die interviewten Personen hatten zumindest einmal pro Woche persönlichen Kontakt mit ihren Kindern, wobei einige der Befragten ihre Kinder täglich sahen. Für die befragten Personen gab das Wissen, dass sie ihre Kinder jederzeit anrufen konnten und diese dann zur Stelle waren, Sicherheit.

Teilweise hatten die Personen engen Kontakt zu ihren **Nachbar/inne/n**.

Frau J: „Also, i hob im Haus sehr gute Kontakte, obwohl de alle viel jünger san wie i, weil i mit mein Maun eingezogen bin, worn mir die Ältesten. Und alle anderen worn so 25. Und wir worn owa schon 60. Owa es wor trotzdem ein sehr gutes Verhältnis von Anfang an und i hob zwei Parteien, de sich auch um mich kümmern, die anrufen, obs ma einkaufen fohrn, ob i wos brauch, de ane kommt mindestens zweimoi in der Wochn auf a Blauschal, jo oiso langweilig wird mir nie.“ (Z91-95)

Andere wiederum hatten gar nichts mit ihren Nachbar/inne/n zu tun und fühlten sich daher in ihrem derzeitigen Haus bzw. Wohnung einsam, obwohl sie sonst mit ihrem sozialen Netzwerk zufrieden waren.

Frau G: „Also sogn ma im Haus selber do vereinsamt ma. In diesem Haus vereinsamen Sie. Aber so i geh hoid außi daun, i bin weg. Aber in diesem Haus i glaub do kunnt ma Tod sein.“ (Z44-45)

Auch im **Pensionistenverein** wurden Kontakte gepflegt. Des Weiteren darf das **Telefon** als Mittel um soziale Kontakte trotz eingeschränkter Mobilität aufrecht zu erhalten, nicht unterschätzt werden.

Frau J: „(...) de [die Schwester] seh i ab und zu und telefonieren, dama jede Woche, alle drei, ah alle viere hoid. Oiso des Telefon ist für mich das Wichtigste, des brauch i.“ (Z 474-475)

Frau D: „Ja oiso, sehen tu ich sie weniger oft, aber sprechen, also ich telefonier fast täglich mit meiner Schwester ein- zweimal, mein Neffe ruft mich an oder i ruf ihn an.“ (Z 83-84)

7.2.5. Gesundheit und Unterstützungsbedarf der Bewohner/innen vor Einzug

Die interviewten Personen wurden aufgefordert, ihren **Gesundheitszustand** anhand einer Schulnotenskala zu bewerten. Sehr gut wurde von den befragten Personen nie genannt, die meisten Personen bewerteten ihre Gesundheit als **durchschnittlich** und führten dies auf ihre Einschränkungen und Beschwerden zurück.

Als **gesundheitliche Beschwerden** wurden Knieprobleme, Rückenprobleme, Rheuma, Herzprobleme, Diabetes, Depressionen und Bluthochdruck von den interviewten Personen genannt, wobei häufig Beschwerden beim Gehen hervorgehoben wurden. Zwar war ein guter Teil der interviewten Personen sehr selbständig und **in der Lage sich selbst zu versorgen, benötigten jedoch teilweise** aufgrund der Mobilitätsbeeinträchtigung **Unterstützung** beim z.B. Fensterputzen, Einkäufen oder Behördengängen. Diese Aufgaben übernahmen, wenn **Kinder** vorhanden waren, diese. Vorallem für Großeinkäufe wurden sie herangezogen. Die Kinder waren entweder auf Abruf (z.B. durch Anruf) zur Stelle oder kamen regelmäßig (z.B. zweimal in der Woche) vorbei und unterstützten ihre Eltern. Neben den Kindern erwähnten die interviewten Personen auch **Putzfrauen**, die sie unterstützten (v.a. beim Fensterputzen). Frau J konnte sich auf **Nachbarschaftshilfe** verlassen, d.h. dass sie Nachbar/inne/n hatte, die sie anriefen und fragten, ob sie etwas brauchte. Zwei interviewte Personen (Herr B und Frau D) bezogen ihre Unterstützung nicht von Kindern oder anderen Verwandten, sondern von **Bekanntem**, die bestimmte Erledigungen machten. Die unterstützenden Personen waren meist auch jene, die den wichtigsten sozialen Kontakt für die interviewten Personen darstellten.

Frau K und Herr H meinten, niemanden zu haben, der/die sie unterstützt.

Herr H: „Jo, des is jo mei Problem. I hob eben niemand. Wonn i iatzn wirklich a echtes Problem hob, i wissat net, wer fi mi einkaufn geht. I wissat net, wia i es do zu dera Stroßbohn kumm. Taxi kann i ma net leisten. Des is hoit einfoch so.“ (Z 155-157)

7.2.6. Zufriedenheit und bedeutende Lebensqualitätsfaktoren der Bewohner/innen vor Einzug

Einige der interviewten Personen waren **mit ihrer damaligen Lebenssituation** vor Umzug in betreubares Wohnen **sehr zufrieden**. Sie begründeten dies beispielsweise damit, dass sie eine **positive Einstellung** dem Leben gegenüber haben und es **ihnen und ihren Angehörigen gut geht**.

Frau G: „I bin auf eins. I bin zufrieden mit meinem Leben, i bin ausgeglichen, i bin zufrieden, waun daun i kann sagen i bin a glücklicher Mensch, i bin sehr zufrieden mit mein Leben. Murs is schon sogen.“ (Z 188-189)

Die Personen, die ihre gegenwärtige Zufriedenheit zwischen drei und fünf benoteten, führten dies auf körperliche Beschwerden, depressive Stimmung und Einsamkeit, sowie die Tatsache, dass sie sich im gegenwärtigen Wohnumfeld nicht mehr wohlfühlten (z.B. weil ein Baum gefällt wurde), zurück.

Diese Aussagen stimmen auch mit den Faktoren, die die Personen als **wichtig für gute Lebensqualität** nannten, überein. Breiter Konsens herrschte darüber, dass **Gesundheit** ein wichtiger Faktor für Lebensqualität ist. Eine bedeutende Rolle für die interviewten Personen spielten auch **soziale Kontakte** und die **Familie**, da sie ein Gefühl der **Sicherheit** vermitteln. Insbesondere das Wissen, dass sie nicht alleine sind oder für den Fall, wenn sie einmal Hilfe benötigen, jemand zur Stelle ist, wirkte sich beruhigend auf das Wohlbefinden der befragten Personen aus. Ein weiterer wichtiger Faktor, der damit im Zusammenhang steht, ist das **Wissen, dass es den Angehörigen gut geht**.

Frau G: „Also erste Mal das ma halbwegs gesund is, halbwegs gesund is und is sog immer i bin so dankbar dass i a Wohnung hob, wo i, dass is warm hob im Winter und dass i essen kann und dass i was zum essen hob und des is und das die ärztliche Versorgung hinhaut, des is für mich des allerwichtigste, also und dFamilie des is für mi des allerwichtigste.“ (Z37-40)

Frau C: „Also wie gesagt: Gesundheit.

Herr C: Und dass wir nicht alleine sind. Das ist eigentlich das wichtigste, das andere ergibt sich eh von selbst.

Frau C: Und dass die Kinder auch gesund sind, dass es denen auch gut geht.

Herr C: Dass die eine Arbeit haben.“ (Z77-81)

Finanzielle Absicherung wie auch ein **Wohnumfeld, in dem man sich wohl und sicher fühlt** (z.B. mit viel Grün, Versorgung), wurden außerdem als wichtige Faktoren für Lebensqualität genannt.

Frau J: „Na, ja, wichtig, das i ma eigentlich jetzt keine Sorgen mehr mocha murs. I kumm über die Runden. I hob a kleine Pension und von mein Mann a kleine Pension und daun bin i so froh, dass meine Kinder so brav san, dass mei Enkel so tüchtig is. Also i bin rund herum zufrieden.“ (Z 116-120)

Frau A betonte, dass ihr neben sozialen Kontakten (Seniorenklub) **Autonomie** sehr wichtig ist.

Frau A: „Wichtig ist mir, wenn ich ... meinen Haushalt noch machen kann. Und sonst ist mir nichts wichtig, wie in den Klub zu gehen.“ (Z69-70)

7.3. Beweggründe des Einzugs in betreubares Wohnen in Linz-Pichling

Die Beweggründe und Motive, warum sich die befragten Personen für einen Umzug in eine betreubare Wohnung in Pichling entschieden haben, können in Push- und Pull-Faktoren unterschieden werden (siehe dazu Kapitel 4.2.).

Zu den Push-Faktoren zählen:

1. Gegenwärtige Wohnung zu groß und nicht barrierefrei
2. Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Wohnumfeld
3. Keine Belastung für Angehörige sein wollen
4. Finanzielle Gründe

Zu den Pull- Faktoren zählen:

5. Geographische Nähe zu den Angehörigen
6. Bezug zur Gegend/Verwurzelung
7. Soziale Kontakte als Beweggrund
8. Gefühl der Sicherheit, dass jemand da ist
9. Selbständigkeit und Privatsphäre

Mit den Motiven für einen Einzug in die betreubare Wohnanlage in Pichling eng miteinander verbunden, sind die konkreten Erwartungen, welche die zukünftigen Bewohner/innen an ihr neues Wohnumfeld haben. Die Erwartungen spiegeln meist die Motive für den Einzug wieder.

7.3.1. Push-Faktor Wohnsituation: „Wohnung zu groß und nicht barrierefrei“

Die interviewten Personen empfanden ihre damalige/s **Wohnung/Haus** als **zu groß**, teilweise, weil die Kinder aus dem Haus/der Wohnung ausgezogen waren oder der/die Partner/in bereits verstorben war und sie nun alleine in der Wohnung lebten. Die zu großen Wohnungen oder Häuser mit Gärten wurden als **Belastung** wahrgenommen, da die Instandhaltung und die Pflege viel Arbeit bereitete.

Herr L: „Und mit meinem Alter wirds schon zur Belastung a Heisl mitm Garten, Gartenpflege, Hauspflege und so weiter. Ich bin 86 Jahre alt und mecht dann amal mei Ruhe haben oder weniger Arbeit sagmaso. Und da hob i ma denkt, dass des betreubare Wohnen dass des für mi einigermäßen passat.“ (Z5-8)

Herr I: „Na ja des, der Garten ist an und für sich a schon ein Problem weil es ist überwältigend. Äh und wann i an ganzen Tag da draußen umanandarbeite, dann spür ich’s auch. Und des wird sich wahrscheinlich ned verbessern, sondern eher verschlechtern dieser Zustand also. Wann man am Abend eini geht und setzt sich hin, ist man so kaputt.“ (Z315-318)

Herr F: „Bequemer, des is afoch - aso, sengs eh, die große Wohnung. - Jede Wocha muaß mindestens amoi putzen, olles saugn und so. (...) Und des is afoch vü Oarbeit, scho vü Oarbeit. Für die Dame mit 80 Jahren, net?“ (Z272-275)

Aus den vorangehenden Interviewausschnitten geht hervor, dass sich die interviewten Personen eine **Entlastung durch die kleineren Wohnungen** in Linz-Pichling (ca. 50m²) **erwarteten**, auch wenn einige Bedenken wegen der Umstellung auf eine kleinere Wohnung hatten. Insbesondere Paare waren sich bewusst, dass sie viel weniger Platz haben würden und dass dies eine Herausforderung darstellte.

Herr F: Najo, vo vos ma si gewöhnen muß. Es is, wia gsogt, fost d'Höfte - is net gonz, oba wons hoit jetz is, i fernseht oder Fuaßboispün oda vos, i geh hoit ins Wohnzimma und dFrau is do herübn und mia hom übahaupt ka Problem net. Oba untn homa sProblem, womma - (...)

I: (...) vom Platz her (...)

Herr F: (...) ah bein gonzn Tog, wonn sie kochen oder waschen tuat (...)

Frau F: I tua do kochen, mei Gatte is drübn, er heart nix (...)

Herr F: (...) und siag nix, net?" (Z227-233)

Neben der Größe der Wohnungen, die den befragten Personen zu schaffen machte, war auch die **fehlende Barrierefreiheit** der damaligen Wohnungen für die Personen eine **Belastung** im täglichen Leben. Einige der Wohnungen der befragten Personen waren nur über Stufen zu erreichen, was für diese beschwerlich war.

Herr L: „Stiagn gehn is beschwerlich zur Zeit. Wenig Stiagn wann i hätt. Aber dort hamma dann eh an Aufzug und da brauch i des nimma fiachtn. Stiagn gehn is des schlechteste mitm operierten Knie zur Zeit.“ (Z 96-97)

Frau J: „Oiso des hod mir immer gut gefalln do, do mirsat i lügn. Weil jetzt wohni 20 Jahr do, owa des heraufgehn mit de Stufn, des is mit jeden Jahr jetzt beschwerlicher worn.“ (Z228-229)

Hervorgehoben wurde von den interviewten Personen, dass das nicht barrierefreie Bad in der alten Wohnung, insbesondere das Hinein- und Heraussteigen aus der Badewanne für sie eine Schwierigkeit darstellte, und dadurch die Körperpflege erschwert bzw. teilweise sogar einschränkt wurde.

Frau K: „(...) weil Körperpflege ist auch schon so mühsam, ich kann in die Wanne nicht mehr hineinsteigen. Ich habs einmal probiert, Baden, rein bin ich ja gekommen, weil ich so einen Haltegriff hab, aber raus nicht mehr, weil die Knie keine Kraft haben. Und seit dem muss ich mich halt so waschen.“ (Z71-73)

Frau G: „Es si leida da die Badewanne, do tu ich mir schon beim Duschen, wenn i do jeden Tog einisteig schwer. Und i hob jo do alles mit Matten und Griffe, weil do hab i Angst, ehrlich“ (Z 193-194)

Das barrierefreie Bad in den Wohnungen in Linz-Pichling mit einer Dusche statt einer Badewanne erachteten die befragten Personen als großen Vorteil, außerdem finden sie die Tatsache, dass sie keine Stufen mehr bewältigen müssen, als sehr gewinnbringend. Einen weiteren großen Zuspruch erhielten die **Loggias und Terrassen**, die Teil der neuen Wohnungen sind. Sie wurden von fast allen Bewohner/inne/n explizit erwähnt und waren mit viel Vorfreude behaftet.

Herr H: „Also besser vo mir grundsätzlich is amoi, dass i, also die Wohnung gfoit ma, es ist alles neu, und die Terrassen gfoit ma, die Lage is supa. Also i bi ma jetzt scho sicha, dass i mi dortn sehr wohl fühle.“ (Z232-233)

7.3.2. Push-Faktor Wohnumfeld: „Unzufriedenheit mit dem Wohnumfeld vor Einzug“

Abgesehen von der Wohnung an sich hat auch das Wohnumfeld, in dem die Personen vor dem Einzug leben, sowie die Gegend in der die Wohnanlage gebaut wird, einen Einfluss auf deren Entscheidung für den Umzug.

Ein Argument stellt hierbei die bessere **öffentliche Verkehrsanbindung** der Wohnanlage in Linz-Pichling im Gegensatz zur/m gegenwärtigen Wohnung/Haus dar. Als großer Vorteil wurde von den Befragten die Bushaltestelle vor dem Haus genannt (die zum Zeitpunkt der Interviewwelle eins noch nicht existierte), was ihnen ermöglicht mit dem Bus überall hinzukommen, ohne größere Strecken zu Fuß zurückzulegen.

Herr H: „(...) wonn i heit woab, da Bus bleibt voa da Tür steh und beim nächsten Supermarkt bleibt er a stehn, des is natürlich gonz a entscheidende Infrastruktur-Sache. Wos natürlich für mi a gonz entscheidend wor, weil is gmerkt hob mit dieser Verletzung, wost do wirklich für a Problem hom kannst, wonnst do 400 500 Meter zur nächsten Stroßnbohn muasst. Oda Bus. Des is so.“ (Z549-553)

In zwei Interviews kam die Befürchtung zum Vorschein, dass in der Gegend, wo die Personen jetzt wohnten, der **Anteil der Ausländer/innen steigen** würde. Eine Dame beklagte auch, dass durch die große Anzahl an Kinder im Wohnblock der **Lärm** sehr groß wäre. Mit dem Umzug in die Gegend rund um Pichling erhofften sie sich eine Verbesserung.

Frau K: „Ja, und, jetzt bin ich so lange da, aber die letzten Jahre ist es untragbar hier zu wohnen. Das sind nur neunzig Prozent Ausländer und die haben so viel Kinder und das ist ein Geschrei.“(Z7-9)

Frau F: „Und, san hübsch olle im söbn Oita und wonn do wer wegstirbt, jetzt ziagn jo lauta - Auslända kumman daher.“ (Z468-469)

Zwei Damen äußerten, dass in ihrem damaligen Wohnhaus **keine Hausgemeinschaft** vorhanden ist. Sie erachteten es als unangenehm, dass sich die Leute im Haus nicht gegenseitig um einander kümmerten und fühlten sich daher in ihrem Wohnhaus nicht wohl. Sie erwarteten sich von der betreubaren Wohnanlage eine freundliche Nachbarschaft, in der die Bewohner/innen aufeinander Acht geben.

Frau C: „Ich wohne seit 14 Jahren hier, aber im ganzen Haus, den ganzen Tag sind die alle in der Arbeit, da hast mit niemandem eine Verbindung.“ (Frau C: Z273-274)

Frau G: „B Also sogn ma im Haus selber do vereinsamt ma. In diesem Haus vereinsamen Sie. Aber so i geh hoid außi daun, i bin weg. Aber in diesem Haus i glaub do kunnt ma Tod sein.“

I: *Also, weil warum?*

Frau G: *Weil es kümmert sie nermt. Es kümmert sie nermt. Ned einmal dass wer sagt, i bin verwitwet jetzt 24 Johr, aber mi hod noch nie wer gefragt, wie geht's da denn oder brauchen'S wos oder irgendwos. In diesem Haus gibt's des ned. Do geht jeder eini ind Wohnung, aus, do kümmert sie nermt um den anderen und des is traurig, des is wirklich traurig. Jo und jetzt hob i den Lift griegt hobn, jo der is gut der Lift, aber do wirst so siehst überhaupt niemanden mehr, weil früher san die Leut im Vorhaus gwesn, san aufgauna, owa jetzt siehst überhaupt nermt mehr. In diesem Haus vereinsamst." (Frau G: Z44-53)*

Weitere Interviewpartner/innen hatten sich aus anderen Gründen für den Wegzug aus ihrer gewohnten Umgebung entschlossen. Ein Ehepaar klagte, dass das **Umschneiden eines schattenspendenden Baums** im Nachbargarten Ausschlag gab, sich für den Umzug zu entscheiden. Herr B beispielsweise stand vor einem anderen Problem. Das **Seniorenheim**, in dem er zur Zeit des Interviews lebte, wird in den nächsten ein bis zwei Jahren **geschlossen**, weshalb er eine andere Betreuungsform benötigte und ein Umzug nötig war, da er sonst in die Pflegestation verlegt worden wäre.

7.3.3. Push-Faktor Gesundheit und Unterstützungsbedarf: „Entlastung der Angehörigen“

Ein paar der Interviewpartner/innen betonten, dass sie ihre Entscheidung ins betreubare Wohnen zu ziehen auch deshalb fällten, weil sie ihren **Kindern nicht zur Last werden wollten**.

Frau A: *„(...) hab ich gesagt: "meine Kinder, ich gehe." Und dann haben sie gesagt: "hast du dir das eh gut überlegt?". "Sicher.", habe ich gesagt, "habe ich mir das gut überlegt." Sage: "ich will keinem zur Last fallen.", habe ich gesagt." (Z152-154)*

Frau C: *„Ich habe mir immer vorgenommen... ich habe sehr brave Kinder, aber ich möchte den Kindern nicht zur Last fallen.*

Herr C: *Ja ich auch nicht, ich möchte auch nicht zur Last fallen, gell.*

Frau C: *Möchte ich nicht. Die haben immer zu arbeiten und haben ihr eigenes Leben, na." (Z173-176)*

Herr L: *„Na des war doch mei Entscheidung und jo, weils dann für sie ja auch a Belostung is, sie [Anm: die Tochter] hat a Haus in x draußn, sie muss also da herfoahn do, und mi teilweis pflegen schon, ned, und ah Haus pflegen. Und des is ah a Argument, dass i den Schritt gmocht hob ins betreute Wohnen." (Z33-37)*

Im betreubaren Wohnen sahen diese Personen die Möglichkeit, ihren Kindern nahe zu sein und von ihnen unterstützt zu werden, ohne ihnen zur Last zu fallen, da sie sich durch die Ansprechperson und andere Dienstleistungen versorgt fühlten.

7.3.4. Push-Faktor: „Finanzen“

Lediglich eine befragte Person gab an, dass **finanzielle Gründe** der **Auslöser für** die Entscheidung für den **Umzug ins betreubare Wohnen** waren. Die betreffende Dame hatte sich eigentlich an die GWG gewendet, um eine kleinere, günstigere Wohnung zu erhalten, woraufhin diese ihr betreubares Wohnen vorschlugen.

Frau D: „Mit hier. Nicht mehr nicht mehr, erstens nicht finanzierbar, zweitens nicht mehr tragbar, vom Aufwand, Mühseligkeit, oiso olles, muß i ehrlich sogn, belastend, zu belastend. Leider, leider. Wenn ich einen Lottosechser machen würde, ich würde ich hier bleiben, des muaß i scho sogn.“ (Z 573-575)

Für einen guten Teil der interviewten Personen jedoch sind die finanziellen Belastungen vor und nach dem Umzug ungefähr gleich, weshalb **finanzielle Überlegungen** nicht ausschlaggebend für den Umzug waren. Einige zahlten für die neue Wohnung inklusive Betreuungspaket sogar weniger als für die Miete in ihrer alten Wohnung. Herr H zahlte in seiner neue Wohnung in Linz-Pichling um 50 Euro weniger als in seiner damaligen Wohnung. Frau D dachte auch immer, dass ihr betreubares Wohnen zu teuer wäre und war aber positiv überrascht über den Preis. Das Ehepaar E vertraute auf ihren Sohn, der ihnen sagte, dass sie wohl ungefähr dasselbe in Linz-Pichling zahlen werden, wie sie in ihrer alten Wohnung zahlten.

Frau E: „(...) wie der Sohn gesagt hat, Mama es kommt euch nicht viel teurer, des Wohnen hier mit die Abgaben und des Ganze und dort. Er hat auch schon angesucht das wir ein bisserl a Förderung oder wie man das nennt, nicht das ma des bekommt daun, weil ma eben so eine kleine Pension haben. Na es dürft sich die Waage halten.“ (Z411-415)

Frau G zahlt für ihre Wohnung in Pichling um 40 Euro mehr als in ihrer alten Wohnung, aber es geht sich aus. Herr B erhält Wohnbeihilfe und kann sich dadurch die Wohnung in Pichling leisten. Frau J meinte, dass sie sich durch den Umzug teure Taxifahrten zu ihrer Tochter sparen könnte, und dass eine einfache, nicht geförderte Wohnung in Linz-Pichling ihr zu teuer gewesen wäre und sie dann nicht umgezogen wäre.

Neben den Kosten für die betreubare Wohnung bestanden Bedenken seitens der Bewohner/innen bezüglich der **finanziellen Belastung durch die assistiven Technologien**. Fast alle Bewohner/innen waren sich bewusst, dass ihnen die technischen Geräte im ersten Jahr gratis zur Verfügung gestellt werden, über den Preis nach dem Probejahr herrschte jedoch großes Unwissen und Verunsicherung. Einige denken, dass die technische Einrichtung teuer sein wird, wollten sich aber noch nicht festlegen, ob sie sie nach dem Gratisjahr weiter in Anspruch nehmen wollen oder nicht. Finanzielle Überlegungen spielten hierbei eine große Rolle.

Herr H: „I kann im Detail nu gor net wirklich wos sogn über diesen gonzen Homebutler, weil i moan, des is jo wieder Zusatzleistung wiafü des im Monat, des erste Jahr is jo gratis, wia fü des im Monat donn kostet, des is jo nu des steht jo nu in den Sternen. Man kanns nehmen, man muss owa net nehmen. Owa nur wonn ma dieses Paket eben zusätzlich dazuanimmt hob ma die Möglichkeit donn sehr

wohl, jo, waß i net, übers Internet zum Essen was zu bestöhn. Ma woaß owa nu net wie hoch san de Mehrkosten." (Z 215-220)

Es lässt sich aus den Interviews herauslesen, dass die finanzielle Belastung für die Bewohner/innen in den betreubaren Wohnungen in Pichling ungefähr dieselbe sein wird, wie in ihren alten Wohnungen. Wenn die Wohnungen jedoch teurer gewesen wären, hätten sich manche die Entscheidung eventuell nochmals überlegt. Finanzielle Bedenken bestanden weiters bezüglich der Kosten, die durch die assistiven Technologien nach dem ersten Probejahr zusätzlich für die Bewohner/innen aufkommen werden. Dabei ist festzuhalten, dass die Nutzungsbereitschaft der technischen Geräte über das Gratisjahr hinaus, stark mit der Höhe der damit verbundenen finanziellen Mehraufwendungen korreliert.

7.3.5. Pull-Faktor Wohnumfeld: „Nähe zu Angehörigen“

Die geographische Nähe zu den Angehörigen wurde als wichtiger Grund für den Umzug in eine betreubare Wohnung in Linz-Pichling erkennbar. Von einem guten Teil der befragten Personen lebten **Angehörige**, meist die Kinder, **in Linz-Pichling**. Der Wunsch in der **Nähe der eigenen Kinder und Enkelkinder** zu sein, wurde von fast allen interviewten Personen artikuliert.

Frau E: „Do woiln ma wieder mehr die Familie um uns haben“ (Z 235)).

Frau F meinte beispielsweise, dass die Nähe zum Sohn und dem Enkel ihr ein **Gefühl der Geborgenheit** vermittelt.

Frau F: „Jo. Und - mir hom se entschlossn noch Pichling - äh zu ziehen wei mei Sohn dort in der Nähe a Haus hot und unser Enkelsohn kriegt auch dort in der Nähe ein Reihenhaus. Und da fühlma uns eigentlich - - a weng geborgen dort.“ (Z 8-10)

Des Weiteren erhofften sich die interviewten Personen durch die Nähe zu ihren Angehörigen, dass sie die Töchter, Söhne und Enkelkinder, nach Einzug in die Wohnung in Linz-Pichling, häufiger sehen. Einige Befragte erwarteten sich, dass sie ihre **Kinder häufiger besuchen** können, bzw. andere denken, dass z.B. der Sohn viel einfacher nach der Arbeit bei ihnen vorbeischauen kann.

Frau J: „(...) owa wauni i so nahe daun bin bei meiner Tochter, jo do bin i natürlich öfter bei ihnen.“ (Z68-69)

Weiters wurde von den zukünftigen Bewohner/innen der Vorteil hervorgehoben, dass die geographische Nähe zu den Angehörigen ermöglicht, dass diese schnell zur Stelle sind, wenn sie etwas brauchen, und sie daher **besser unterstützen** können. Dies vermittelte ihnen ein gewisses **Gefühl an Sicherheit**. Abgesehen vom Vorteil für sie selbst, erwähnten die Bewohner/innen auch, dass es **für die Angehörigen eine Erleichterung** sei, wenn sie in deren Nähe wohnten, weil auch für diese der Aufwand sinkt (z.B. chauffieren der Angehörigen fällt weg) und die **Unterstützung Eltern erleichtert** wird.

Frau G: „ (...)Und deswegen oiso i zieg hauptsächlich, weil das i in der Nähe von der Tochter bin, weil wauns mir schlecht geht oder irgendwas, sie is daun leichter do, als wie wauns daun aufa fohrd oder a mitn essen, mein Gott na, es fällt oiwi was an. (lacht)“ (Z 70-72)

Frau J: „Zu da Tochter, des wor eigentlich für mi des Wichtigste. Das i do in der Nähe bin, dass i hingeh kau, wauns mi gfreit, weil es murs jo ned jeden Tog sei, i man, es kaun jo ah sei, dass mi ned gfreit. Oder im Winter, ned, owa im Sommer is ma lieber i bin unten. Und des is hoid do so, do murs mi wieder wer ham fahrn oder i murs wieder mitn Taxi hamfohrn. Diese Taxifohrerei des is schon teuer..“ (Z 386-389)

Wie aus Frau Js Aussage hervorgeht, wird die Nähe zu den Angehörigen gewünscht, man ist aber dennoch froh, wenn man eine eigene Wohnung hat und somit eigenständig lebt und selbst entscheiden kann.

Für das Ehepaar I beispielsweise war die Nähe zum Sohn auch eine gewisse **Absicherung**. Falls einer der beiden sterben sollte, weiß man, dass der andere versorgt und nicht alleine ist.

Herr I: „(...) Und was ma uns so wünschen in Zukunft, na ja, dass ma halt noch a Zeitl miteinander leben können, weil es wird ja an und für sich kommt amal die Zeit. Des war ja auch ein ausschlaggebender Faktor, dass wenn eins wegstirbt, ist des eine bleibt da übrig, ist natürlich entsteht a Situation. Äh, wenn mei Frau eher stirbt als wie i, bleib i ned do. Allein. Umgekehrt is bei ihr desselbe. Und so haben wir uns deswegen eben entschlossen weil da san mir doch in der näheren Umgebung vom Sohn usw. und so fort.“ (Z215-224)

7.3.6. Pull-Faktor Wohnumfeld: „Bezug zur Gegend Linz-Pichling“

Neben der Nähe zu den Angehörigen, war ein weiteres Argument, das für einen Einzug in die betreubare Wohnanlage spricht, inwieweit ein **Bezug zur Gegend** seitens der Befragten bestand. Die Personen, die von weit her nach Pichling zogen (z.B. Niederösterreich), haben einerseits ihre Angehörigen in Pichling, haben aber andererseits auch während ihres Erwerbslebens in Linz gewohnt und somit auch einen Bezug zur Gegend. Entsprechend vertraut sind sie mit der Gegend. Für diese Personen, wäre betreubares Wohnen in einer anderen Gegend von Linz nicht in Frage gekommen.

Ein **Bekanntenkreis in der Gegend** wurde grundsätzlich als unterstützendes Argument für die Entscheidung angeführt. Frau G ging beispielsweise täglich in Pichling mit dem Hund ihrer Tochter spazieren und kannte daher die Leute in der Umgebung. Manche befragte Personen besuchten bereits seit Jahren den **Club Aktiv in Linz-Pichling** und haben daher in dieser Gegend, abgesehen von ihren **Verwandten, viele langjährige Freunde und Bekannte**.

Frau F: „Najo, mir gengan jo, mir san jo sehr mit Pichling unt' verbundn. Mir gengan äh viermoi in da Woche in Seniorenclub hinunta -

I: Mhm.

Herr F: und des scho fufzehn Joahr mindestens.

Frau F: Jo, scho. Und mir kennan die Leit. Mir hom dort scho mehr Bekannte ois wia do woma jetzt wohnen“ (Z32-37)

Wiederum andere haben ihr **Leben in Linz-Pichling verbracht** und sind **in der Gegend sehr stark verwurzelt**. Sie können sich nicht vorstellen, wo anders hinzuziehen. Für sie ist die geographische Lage der Wohnanlage ein wichtiges Argument dafür, dass sie sich zum Einzug entschieden haben.

I: *„Wenn sie jetzt da in Pichling nicht genommen worden wären, hätten Sie sich dann für ein anderes betreubares Wohnen auch angemeldet?“*

Herr L: *Hätt ich ma no überlegn miassn. Möglich jo, aber bevorzugt war Pichling.*

I: *Einfach weil'S die Gegend kennen?*

Herr L: *Genau, weil i do daham bin, und do mein Leben verbrocht hob, und da fühlt ma sich woondas doch net so wohl mehr in an hochn Oita.“ (Z 54-59)*

Frau A: *„Ja, ja. Das ist die Umgebung da und alles so, wo ich aufgewachsen bin. Und ich würde nicht woanders hin wollen.“ (Z127-128) [...] Das ist... Weil, wenn ich woanders hinkomme, da kenne ich niemanden. ... Das, das fällt mir dann schwer. Und so habe ich meine Umgebung da, habe meine Leute, was ich kenne und alles. Das ist doch leichter.“ (Z 377-379)*

Konsens herrscht auch darüber, dass die Gegend rund um Pichling sehr schön ist. Entsprechend große und positive Erwartungen setzten die interviewten Personen in die Wohnumgebung. Pichling wird als sehr **grüne Gegend mit schöner Natur** wahrgenommen, aber dennoch nahe bei der Stadt liegt. Die befragten Personen erwarteten daher, dass sie wenn sie in Pichling wohnen, **viel spazieren gehen** werden. Große Anziehungskraft hat auch der **Pichlinger See**, wobei sich die Bewohner/innen erwarteten, dass direkt vor dem Haus eine Bushaltestelle sein würde und sie direkt an den See fahren können.

Frau G: *„In Pichling, vorm Heim kommt Haltestelle hin, du kannst am See fohrn, du host die Spaziergehmöglichkeiten, du bist glei in der Stadt, des is super, do gibt's überhaupt nix.“ (Z 80-81)*

Frau D: *„(...) und da Pichlinger See is so noh und die Versorgung is ja auch nah mit der Solarcity und da Citybus und noch Linz kann i reinfoahn, oiso von do her, bin i bin i, stöh i ma vor, dass dort recht nett is. Wissen'S eh, i man, die Auen san in der Nähe, vielleicht siagt ma amoi a Reh oder a Füchslin oder was a imma. Und die Vöglein heat ma do singan.“ (Z 514-520)*

Frau C: *„Es ist einfach überall schön dort, wenn man spazieren geht...“*

Herr C: *Wissen Sie, es ist noch alles mehr... wie soll ich sagen...“*

Frau C: *Ländlich.“ (Z 328-330)*

7.3.7. Pull-Faktor Sozialleben: „Verbesserung der sozialen Kontakte“

Im Sample der Interviewten des WU Forschungsinstituts für Altersökonomie zeigte sich, dass es vor allem die alleinlebenden Männer sind, die sich einsam fühlten und sich vom Umzug in die betreubare Wohnanlage in Pichling eine Verbesserung ihrer Situation erwarteten. Die **Aussicht auf eine Ansprechperson** war für jene Befragten, die sich selbst als einsam bezeichneten, ein

wichtiger Beweggrund für den Umzug. Für sie stellte die Hoffnung, zumindest fünf Minuten am Tag jemanden zu haben, mit dem man sprechen kann – sei es ein/e Nachbar/in oder ein/eine andere Ansprechpartner/in – ein Motiv für den Einzug in die neue Wohnung dar. Für Herrn H und Herrn L ist die Hoffnung auf soziale Kontakte eines der Hauptargumente, warum sie sich entschieden haben, in betreubares Wohnen zu ziehen.

Herr H: „Also ich bin viel alleine und do foit eam hoit scho die Deckn am Kopf...“ (Z54)

Herr L: Najo, weil i dann net aloa bin scho amoi im Seniorenheim oder im betreubaren Wohnen. Im Haus hob i neamd zum reden, das ist a Hauptargument.“ (Z10-11)

Auffallend ist, dass insbesondere die befragten Männer hohe Erwartungen an die Kontakte innerhalb der Wohnanlage hatten und explizit angaben, sich auf ihre **neuen Nachbar/inne/n** zu freuen, wohingegen Paare und alleinlebende Frauen, ihre Erwartung ein wenig zurückschraubten und alles auf sich zukommen lassen wollten. Herr L beispielsweise hoffte auf eine Kartenrunde und die Möglichkeit, dass er mit den Nachbar/inne/n ein paar Worte am Tag wechseln konnte, da er zum damaligen Zeitpunkt einsam war. Generell waren jedoch die Erwartungen der befragten Personen an die zukünftigen Nachbar/inne/n positiv. Frau C beispielsweise freute sich über die Tatsache, dass im Gegensatz zu ihrem alten Wohnhaus, wo ihre Nachbar/inne/n den ganzen Tag in der Arbeit waren, in Pichling **„Gleichgesinnte“** (Frau C: Z271) Personen einziehen würden. Frau G erhoffte sich von der Wohnanlage in Pichling eine **gute Hausgemeinschaft**, da das in ihrem damaligen Wohnhaus überhaupt nicht gegeben war und sie diesen Zustand sehr bedauerte und beklagte. Herr H erwartete sich gegenseitige Nachbarschaftshilfe und freute sich darauf andere unterstützen zu können, weil das in seiner ehemaligen Wohnanlage nicht der Fall war. Auch Frau G erwartete sich, dass die gegenseitige Hilfe das Zusammenleben erleichterte. Herr H glaubte, dass man dadurch, dass alle Bewohner/innen ein wenig Unterstützung benötigen, man leichter ins Gespräch kommt und sich durch **gegenseitige Nachbarschaftshilfe** das Zusammenleben gestalten kann.

Herr H: „(...) Owa i merk schon, i fühl mi dort einfach net alleine. Und i glab, dass do irgendwem von de Bewohner, oda wonns a nette Bewohner san, oda 1 oder 2, wonn i sog, ma bitte nimm ma moi wos mit, oda umgekehrt. Mei nächste Nachbarin, des is waß i jetzt schon, is a ötare Frau, weil i dort de Kinder moi gsehn hob, de frog i hoit donn einfoch, brauchens irgendwas oda. . I hob einfoch des Gfüh und i bin so a Mensch der eigentlich gern a ondare a bisal a hüft. Und drum find i des a supa, do [im jetzigen Wohnhaus] braucht vo mi kana a Hilfe (lacht).“ (Z258-263)

Herr H: „(...) I kenn dort d’Nochbarin, jeda hot a bisal a Problem, i glab ma kommt leichter ins Gespräch mit irgendwem.“ (Z101-102)

Frau G: „Neugierig bin i schon (lacht), neugierig bin i schon, aber ma kann ned mit an jedem gut auskommen. Wenn man sie gegenseitig hilft, kann man eh gut auskommen miteinander.“ (Z 224-225)

Dass vor allem alte Leute im neuen Wohnhaus leben werden, wird von den befragten Personen unterschiedlich wahrgenommen. Frau J sah es als problematisch an, dass lauter alte Leute gemeinsam im Haus in Pichling leben würden, weil sie selbst von sich sagt, dass sie lieber unter „modernen Menschen“ (vgl. Frau J Z 207) ist, und alte Personen meist nur über Krankheit sprechen. Aber auch sie erwartete, dass unter den einziehenden Personen, einige auf derselben Wellenlänge wie sie sein würden.

Frau J: „Jo do bin i sehr vorsichtig (lacht), weil i was bei de oiden Leut, i sog immer mittn unter de oiden Leut, i bin jo selber oid, aber do kommt in erster Linie immer die Krankheit, do gibt's kein anderes Thema ois de Krankheit und des will i eigentlich gor ned so hörn, weil a jeder hod sei Pinkerl und des is bei alle Leut des selbe, je älter des ma wird, umso mehr hod ma hoid.“ (Z 156-159)

Einige der Bewohner/innen freuten sich zwar über Kontakt mit den Nachbar/inne/n, betonten aber, dass sie ihre **Privatsphäre wahren möchten**. Die eigene Wohnung stellt in diesem Zusammenhang die Rückzugsmöglichkeit dar, in der keine soziale Interaktion mit den Nachbar/inne/n stattfinden soll. Manche Personen befürchteten sogar, dass sie von den anderen Bewohner/inne/n bedrängt werden, weshalb z.B. Frau J versuchen würde am Anfang reserviert aufzutreten.

Frau J: „(...) I mog ned wen hobn der jedesmoi bei meiner Tür steht und zu mir kumma will. Des mog i ned. Und do denk i ma hoid schon, i murs a bisserl reserviert sein do unten, nicht gleich mit jeden gut Freund sein, weil de Oiden können auch sehr böse sei, es gibt schon sehr böse Leut, ich was von meiner Stiefmutter, de wor auch böse. (lacht)“ (Z 159-163)

Frau D und Frau K ist zwar der freundliche Umgang mit den Nachbar/innen wichtig, wollten aber sonst keinen engen Kontakt.

Frau K: „Naja, ich mag nicht so einen engen Kontakt. Ich bin nett und freundlich zu allen, auch zu die Kinder. Aber so... Das war ich nie.“ (Z 246-247)

Frau D: „Und do i bin ned auf so persönlichen Kontakt aus, do loss i mi auf niemanden ein, wirklich, von vornherein nicht, weil des die ghean zu den anderen. Wissen Sie, die Frau x hot gsogt: Alles lieben Menschen. Werd i sehen wie's is, oba normalerweise wirst ausgratschlt und der Tratsch und weiß Gott ich wos, oiso sowos kann i ned brauchn, oba ich ich weiß ned, wos für Menschen des sind. Mir genügt des, wonn i a freundlichen Kontakt noch außen hob und innen hob i mein mein eigenes Leben und mein, eine Wohnung.“ (Z 363-369)

Inwieweit sich die **bestehenden sozialen Netze** verändern, darüber herrschten unterschiedliche Meinungen unter den zukünftigen Bewohner/inne/n. Ein Teil der befragten Personen dachte, dass sich an ihrem alten sozialen Netz nicht viel ändern wird. Diese Annahme beruhte teilweise darauf, dass viele der einziehenden Personen ohnehin in der Nähe der neuen Wohnung wohnten bzw. einen Bezug zur Gegend hatten. Der restliche Teil der interviewten Personen vertrat die Meinung, dass sie den Kontakt zu alten Nachbar/inne/n und Bekannten mit der Zeit verlieren.

Personen wie das Ehepaar F und Frau K, die von weiter weg nach Pichling ziehen, erwarteten sich anfänglich eine Umstellung, da sie in der neuen Gegend die Leute nicht kennen, sahen dies aber nicht problematisch.

Herr F: „(...) und es is hoit sLeben wirklich afocha, wonnst einigehst und der sogt scho „Herr F, was kriangs denn?“, „Herr F, was ...?“

I: Mhm.

Herr F: Des wird unten ois neu und do muaß ma si donn ah drau gwohna woahrscheinlich, net?

I: Mhm, versteh.

Herr F: Des - is net so afoch.“ (Z304-309)

Weiters erwarteten die Befragten von guten Freunden, dass sie diese trotz des Umzugs noch regelmäßig sehen. Frau K beispielsweise versucht, ihre alten Bekannten weiterhin zu besuchen und den Kontakt aufrecht zu halten.

Frau K „Ja, sie[Freundin aus der jetzigen Stadt] legt schon Wert: "Du kommst mich schon besuchen?", ja. So oft natürlich werden wir uns nicht sehen, aber ich will schon nach [Stadt] auch auf Besuch fahrn.“ (Z299-300)

Wie bereits in Kapitel 7.3.5 gezeigt wurde, zogen viele Bewohner/innen in die betreubare Wohnung nach Pichling, weil ihre Kinder in der Nähe wohnen. Die Befragten erwarteten sich dadurch, dass der **Kontakt zu den Kindern** häufiger und vor allem einfacher werden würde. Herr B beispielsweise erhoffte sich, dass ihn seine Tochter aus Polen häufiger besuchen würde, wenn er in einer betreubaren Wohnung wohnt, weil sie dann während des Besuchs bei ihm schlafen könne und kein Hotel nehmen müsse.

7.3.8. Pull-Faktor: „Gefühl der Sicherheit“

Dem Thema Sicherheit kommt bei der Entscheidung für den Umzug in betreubares Wohnen ein großer Stellenwert zu. Ein Gefühl von Sicherheit im Alltag zu haben, ist ein Motiv in die betreubaren Wohnungen zu ziehen. Einige der interviewten Personen führten den **Wunsch nach mehr Sicherheit und Versorgung** auf konkrete Erlebnisse zurück, die für sie ausschlaggebend waren, dass sie beschlossen haben, sich für betreubares Wohnen anzumelden. Einige der befragten Personen erwähnten explizit das **Notruf- Armband des Samariterbundes**, das sie als wichtigen Punkt im betreubarem Wohnen sehen, der ihnen Sicherheit geben kann. Sie erwarteten sich, dass nach Betätigen des Notrufknopfes schneller jemand zur Stelle ist, als dies in der alten Wohnung der Fall gewesen wäre.

Herr C: „Und wenn was ernstes ist, dann drückt man halt drauf und es kommt schon wer. Das ist schon viel wert.“ (Z231-232)

Herr F: „Net? Na - so - wia gsogt, was sie gsogt hot, i woar scho a poar Moi sehr sehr - äh leidend krank. (...) Und do, wonnst donn jetzt woartn muaßt a hoibe Stund oda was bis da Dokta kummt oda a Rettung kummt oda was, des is des was donn mi gjuckt hot, dass i gsogt hob „Guat, gehma owe“. Weu wonnst am Knopf druckst und es is in a poar Minuten wer do, und wonns nur a Schwesta is, oba die kann da donn an Dokta besorgen oder was ...“ (Z455-458)

Sicherheit wurde in diesem Zusammenhang weit gedehnt, einerseits fühlen sich die Personen sicherer, wenn sie **wissen, dass sie Nachbar/inne/n haben**, bzw. immer jemand zu Stelle ist, falls etwas passiert. Auch die **Anwesenheit einer Ansprechperson** der Miteinander GmbH, von der zur Zeit der ersten Erhebungswelle vor dem Einzug in die neue Wohnung einige erwarteten, dass sie jederzeit verfügbar wäre, vermittelte den interviewten Personen ein Gefühl der Sicherheit. Sicherheit erhielten die Personen auch durch die geographische **Nähe zu ihren Angehörigen** und dem Wissen, dass diese schnell da sind, wenn sie etwas brauchen.

Bei den befragten Personen spielten bei der Entscheidung für den Umzug Gedanken an die Zukunft und insbesondere ihre **zukünftige Versorgung** eine wesentliche Rolle. Man denkt an die kommenden Jahre und dass sich die Gesundheit wohl verschlechtern wird. Die Annahme war zunächst, dass die Services des betreubaren Wohnens noch gar nicht voll in Anspruch genommen werden. Für die Entscheidung war aber dennoch wichtig, dass man in Zukunft abgesichert ist und weiß, dass man versorgt ist.

Herr C: *„Wissen Sie, wenn man ein gewisses Alter hat, gell, muss man dann schon ein bissl schauen, dass man schon die letzten Jahre gut "vorbeibringt", gell. Und da haben wir eben gesagt, da gehen wir ins betreute Wohnen.“ (Z2-4)*

Bei Ehepaaren spielte zusätzlich der Gedanke mit, dass man weiß, dass der Partner/die Partnerin versorgt ist, wenn der andere stirbt. In den Interviews zeigte sich ganz stark, dass die **Erwartung** und der Wunsch vorhanden waren, bei einer Gesundheitsverschlechterung **ins Seniorenheim wechseln** zu können.

Frau A: *„Ja, ja, ich habe mir gedacht, wenn ich in betreutes Wohnen gehe und mir passiert da mal irgendwann mal was, da ist wer da. Da wohnt, auf einer jeden Seite wohnt wer. Und da kann ich jemanden verständigen, wenn ich da alleinig bin. Und wenn ich dann einmal nicht mehr kann, dass ich mir nicht mehr helfen kann, oder was... dass ich dann gleich ins Altersheim komme.“ (Z119-123)*

Frau J: *„(...) und vor allem ich glaube, waun ma wirklich a Pflegefall wird, daun könnt ich von dort ins Pflegeheim wechseln, do waun ma im Betreubaren Wohnen is und es is gleich vis-à-vis des Altersheim, do hob i größere Chancen, das i einikum.“ (Z 123-125)*

Herr L: *„Jedenfalls, jo, da rechne i damit, dass wenn i amoi a Pflege brauch, dass i übernommen werd. Ins Seniorenpflegeheim“ (Z173-174)*

Frau C: *„Naja ich stelle mir nämlich vor, und wenn wir einmal nicht mehr können werdens wahrscheinlich doch uns dort [Anm. Seniorenheim] hintun.“*

Herr C: *Es ist ja, wie gesagt, es ist ja fast zusammengebaut“ (Z 185-187).*

Herr I: *„Und da besteht die Möglichkeit wenn ein, dass man ist ja des Pflegeheim ... ist überhaupt kein Problem. Vom betreuten Wohnen ins Pflegeheim bzw. in diesem Altenheim. (...) Das ist ja sehr sehr... hat uns halt imponiert, dass das mit der alles so beinander ist (...) (Z371-377)*

„(...) Es ist ja so, dass dies, diese Sache betreutes Wohnen ja eine befristete Angelegenheit ist. Weil früher oder später wird sich des auflösen in in Form von einer Heimunterkunft mehr oder minder usw. Des steht ja überall.“ (Z 647-650)

Diese Textteile veranschaulichen gut, dass das angebaute Seniorenheim für die Bewohner/innen ein Argument war, das für den Einzug in eine betreubare Wohnung sprach, weil man hofft ins Seniorenheim wechseln zu können und somit auch bei einer Verschlechterung des Gesundheitszustandes weiß, wo man hinkommt und dass man versorgt ist, wie beispielsweise das Ehepaar I. Die interviewten Personen verstanden also den Umzug in die betreubare Wohnung bereits als einen strategischen Schritt, um danach im Seniorenheim unterzukommen.

Vielen Befragten vermittelte insbesondere die zukünftige **Anwesenheit einer Ansprechperson der Miteinander GmbH** in der betreubaren Wohnanlage, ein Gefühl von Sicherheit. Herr I und Frau I bezeichneten es als eine „*Genugtuung*“ zu wissen, dass von einer Institution jemand da ist und sie unter einer „*gewissen Aufsicht*“ (Z337) sind. Jedoch zeigte sich im Rahmen der Interviewauswertungen, dass die Erwartungen der zukünftigen Bewohner/innen an die Ansprechperson sehr unterschiedlich waren und teils auf falschen Vorstellungen beruhten. Einerseits soll sie psychologisch unterstützen („*wenn ma einmal a bissl niederdruckt ist*“), andererseits Sicherheit („*wie de Eltern*“) geben.

Herr H: „(...) Owa..weil i eben des [Anm: Depressionen] hob, is ma diese Sicherheit, dass i durt irgend a Betreuung hob und wonn i nur 5 Minuten, dass i überhaupt des Gfüh hob i kann mit wem reden. Des allane baut mi scho auf. Des allane gibt ma scho de Sicherheit, eigentlich, najo guat, mein Gott na jo wonns da net so guat geht, donn redtst hoit oanfoch amoi mit irgendswem . Des hob i do net.“ (Z427-430)

Frau D: „Und wie gesogt, ma wird jo wieder schütz- schutzbedürftiger wie a Kind und jetzt sog is nuamoi, nua damit i des des nu klarer stell, diese Vertrauensperson, des is für mi sozusogn wie de Eltern, jo. Des is da da das Verbindungsglied zur äußeren Welt, das mir Hilfe bieten kann, jo was mir Hüfe leisten würde. Des is sehr beruhigend, des is beruhigend. I für mi, ned für jeden, no.“ (Z 587-590)

Frau G: Na ja, es kann ja sein, das ma einmal a bissl niederdruckt ist oder a bissl mein Gott na, das ma sagt, heute fällt mir die Decke aufn Kopf, das, es genügen eh nur ein paar Sätze, dann bist wieder aufbaut oder irgendwie, so stell mirs i vor. Ned“ (Z115-117).

Frau J und Frau A erwarteten sich, dass sich die Ansprechperson danach erkundigt, wie es einem geht, und sieht dies als großes Plus des betreubaren Wohnens.

Frau J: „(...) dass jede Woche zB amoi diese Betreuungsperson durch de Wohnungen geht und frogt und schaut, ob de Leut wos brauchen, oder ob sie Beschwerden haum oder so, des spricht mi amoi an.“ (Z344-346)

Frau A: „Dass wer da ist, ja. Weil ich hab beide Seiten Nachbarsleute und, sie sagen, ich hab eine Frau, wo man sich kann erkundigen und alles, die was ein bisschen nachschaut. Ja.“ (Z 182-183)

Das Ehepaar E und das Ehepaar F erwarteten sich von der Ansprechperson, dass diese ihnen Hilfe vermittelt, wenn es ihnen schlechter geht oder einen Arzt verständigt, wenn einer gebraucht wird. zum damaligen Zeitpunkt wollte das Ehepaar E für Unterstützung, ähnlich wie Herr L und Frau A, noch auf ihren Sohn zurückgreifen. Das Paar C dachte, dass ihnen die Ansprechperson im Moment vor allem mit der Technik in der Wohnung behilflich sein und ihnen in Zukunft, wenn sie nicht mehr in der Lage wären, Einkäufe erledigen könnte. Herr H wünschte sich, dass die Ansprechperson für ein soziales Klima in der Wohnanlage sorgt und die Gemeinschaft fördert. Herr L konnte sich vorstellen, dass die Ansprechperson für ihn z.B. Posterledigungen machen könnte. Das Ehepaar I erachtete Hausmeister-Tätigkeiten als Aufgabe der Ansprechperson. Des Weiteren erwarteten sie sich Veranstaltungen und Aktivitäten und fänden es gut, wenn ein Bäcker und ein Friseur in der Wohnanlage wären. Herr H fände es gut, wenn der Aufenthaltsraum immer für die Bewohner/innen geöffnet wäre, damit sie sich auch, wenn keine Aktivitäten geplant sind, zusammensetzen und z. B. Karten spielen können. Das Paar C ließ in ihrer Äußerung durchscheinen, dass sie sich erwarteten, dass die Ansprechperson auch Betreuungsleistungen übernimmt.

Abgesehen von der Ansprechperson, die als wichtig für das Gefühl von Sicherheit betrachtet wurde, erachtete beispielsweise Frau A, das **Wissen, Nachbar/inne/n zu haben**, die man jederzeit verständigen kann, als großen Gewinn für das Sicherheitsempfinden. Abgesichert zu sein, dass man **im Notfall Unterstützung** hat und sich an jemanden wenden kann, kombiniert mit der Eigenständigkeit und Autonomie, die den Personen durch die eigene Wohnung gewährt wird, stellte für die interviewten Personen die Anziehungskraft von betreubarem Wohnen dar.

7.3.9. Pull-Faktor: „Autonomie und Privatsphäre“

Privatsphäre und Autonomie waren für die Befragten ein sehr wichtiger Aspekt, der für den Einzug in eine betreubare Wohnung sprach.

Herr H: „(...) Owa des betreute Wohnen hot hoid den riesen Vorteil, man is jo trotzdem sein eigener Herr. I hob jo meine 4 Räume, meine Räumlichkeiten genau wie do. Wonn i do iatz allan sein wü, donn bi i hoit allane. Wonn i net alla sei wü, donn muass i hoit wo higeh.“ (Z 392-394)

Ähnlich sahen es auch Frau G und Frau D. Der Vorteil an betreubarem Wohnen ist, dass man allein sein kann, wenn man will und sein Leben leben kann, aber nicht allein sein muss.

Frau G: „(...) I bin alleine aber do ned alleine. Auf jeden Fall bin i ned so allein wie do.“ (Z103)

Frau D: „Des is die Geborgenheit, dass du nicht allein, wo in einer Wohnung bist, wo du ausgeliefert bist, sondern, dass du in einer in einer Gemeinschaft bist, die organisiert ist und auf des auch spezialisiert is, hob i scho gsogt? Na, und des gibt ma scho vü, muaß i scho sogn. Und doss ma a eigene Wohnung hot, des is scho sehr vü, des is so vü wert“ (Z447-451)

Die **Wohnung als Rückzugsmöglichkeit**, die Privatsphäre gewährt, wurde von den befragten Personen als großer Vorteil von betreubarem Wohnen auch im Vergleich zu einem Seniorenheim gesehen. Für manche Personen ist die Wohnung der Bereich, in dem sie ihre Privatsphäre haben. Die Abgrenzung des privaten Bereichs ist diesen Personen sehr wichtig und betreubares Wohnen ermöglicht ihnen dies, da sie trotz „Betreuung“ ihre eigenen VierWände haben.

Frau K: „(...) Ja schon. Außerhalb der Wohnung schon gerne sozialen Kontakt, aber da in der Wohnung, da... Kaffeetrinkerei und so weiter, Tratscherei, das mag ich nicht.“ (Z249-250)

Frau F: „ Und wisnS, i wü ah - i wü a goar net schaun, wonn is siag in da Früh „Gutn Morgn“ oda - griabn, oba, dass die do bei mia oiweu leitn kinnan, sowos fong i ma net on.

I: Okay.

Frau F: Weu i wü, wonn i amoi in meina Wohnung bin, wü i frei sein.

I: Mhm.

Frau F: Und net, dass ima do fiachtn muaß - jetzt hob imi auszogn, i bin jo net jetzt najo kumm, jetzt leitn de scho wida - Sie, i konns des zöhn - mia san seit '62, hob i eh scho a poar Moi betont, wie oft dass i - zu ana Nochbarin gonga bin und dass ima irgend a Lebensmittl ausborgt hob.“ (Z 973-983)

Für Herrn B, der zur Zeit des Interviews in einem Seniorenheim wohnte, war der erhoffte Gewinn an Privatsphäre eines der Hauptmotive für den Umzug ins betreubare Wohnen in Linz-Pichling. In seiner damaligen Situation war seine Privatsphäre sehr eingeschränkt, was ihn störte.

Herr B (Sprecherin von Herrn B): „Er rechnet damit, dass jederzeit kann wer kommen. Macht ja nichts, aber das stört ihn. Weil, wenn er was brauch, er möchte selber kommen.“ (Z 231-232)

Herr B (Sprecherin von Herrn B): „Er ist hier nicht so für sich da allein und das möchte er nicht. Das Beispiel, dass hier jeder kommt oder dass er sich melden muss, wenn er wo hingeht. Er will selber entscheiden.“ (Z518-519)

Abgesehen von der Tatsache, dass betreubares Wohnen den Personen die Möglichkeit gibt, ihre Privatsphäre zu wahren, wurde als wichtige positive Eigenschaft, die auch den Entschluss für den Umzug beeinflusste, der Erhalt der **Autonomie** und **Selbständigkeit** genannt.

Frau D: „(...)weil i a eigenes a eigenes Leben führen kann, weil man unabhängig is. (...) Alles zusammen is erträglicher ois in an Pflegeheim zu sitzen, na. (Z472-473)

Frau E: „I man des is jo herrliche Einrichtungen in dem Sinne, Frau x hat gesagt, Sie brauchen nicht glauben, wir sind jetzt do unter so wie in die Heimvorschriften, Sie sind ihre, Sie haben ihren Ablauf wie Sies immer gewohnt sind, nur wenn Sie eben Hilfe brauchen is wär do. Oiso i man des is jo ah großer Vorteil, wos do heute gsogt wird, für die älteren Leute, oiso, des hätt man sich ja gar nicht träumen lassen“ (Z65-69)

Aus den Interviewpassagen von Frau E und D wird deutlich erkennbar, dass eine eigene Wohnung zu haben für die Bewohner/innen sehr wichtig ist und ihnen das Gefühl gibt eine Rückzugsmöglichkeit zu haben und somit ihre Privatsphäre zu wahren. Außerdem versprachen sie sich durch die eigene Wohnung Autonomie und ein selbständiges Leben. Frau J wollte z.B. weiterhin selbst kochen solange sie konnte. Andere hoben vor allem hervor, dass sie das **machen könnten, was sie wollten** und ihr eigenes Leben führen können. Die Bewohner/innen dachten, dass sich in ihrem Alltag nicht viel ändern würde.

*Frau C: „Der Tag wird der gleiche bleiben. Nur dass ich nicht hin und her fahren muss“
(Z 317)*

Frau G: „I was ned ob ma wos abgehn werd, i hob jo ois. In der Wohnung selber sogn ma, wü i mi zurückziehen, hob i in der Wohnung mein Fernseher oder a Telefon oder irgendwos oder i kann lesen i kann turn was i wü und waun ned daun geh i außi und sitz mi zu de andern Leut dazu. Oder geh spaziern und schnapp ma den Hund von da Tochter und geh mit erm.“ (Z 138-141)

Zusammenfassend war die Möglichkeit weiterhin in einer eigenen Wohnung zu leben, aber dennoch in einer Gemeinschaft zu sein, bzw. die Sicherheit zu haben, dass jemand da ist, war für die befragten Personen ein sehr wichtiger Faktor, der sie bei ihrer Entscheidung für den Umzug beeinflusst hatte.

7.4. Technik

7.4.1. Technikaffinität

Die Technikaffinität der interviewten Personen erstreckt sich über ein weites Spektrum. Unter den interviewten Personen befanden sich Personen, die nicht einmal ein Handy nutzen als auch Personen, die täglich einen Computer verwenden.

Auf die Frage, welche Art von Technik sie im Alltag nutzten, wurde meist der **Fernseher** erwähnt, der im Leben der Menschen eine zentrale Rolle spielt. Die interviewten Personen besaßen ein **Mobiltelefon**, wobei sie nicht alle Funktionen nutzen konnten und sich meist auf das Telefonieren beschränkten.

Frau F: „D`Kinder hom a, die hom uns a Handy kauft, net? (...) I kenn mi net, i kann nur und do hob i ois eigspeichat, i kann nur des, was do eingspeichat is oba wonn i, mei Bruada is in Bali, der hot in Bali a Haus und do soit i eam oiweu SMS schickn. I? - Geht net eini in mei Hirndl ... weu des, wi i mi net richtig beschäftigt. Wonn i mi amoi hisetzat und ...

Herr F: (...) des muaß dSchwiegatochta tuan und die konns leichta, net?

I: Und wie (...)

Frau F: So und i woit nur sogn, so wirts do bei den Fernsehha [Homebutler] unt' a werd'n ..." (Z619-629)

Frau J: „Na, mein Gott, i bin schon ois Moderne wieder, jo mi interessiert des ah. Nur mit mein Handy do kaun i ned vü tun, weils mi ned interessiert, owa mei Enkel, der sogt hoid, Oma was brauchstn, na nix brauchi nix, i nimm des Handy hoid mit, damits waun mir irgendwo was passiert, dass i wenn aurufn kann, aber weng mehr, so wie a jeder do rumtelefoniert, und oi Spiele, des interessiert mi ois ned.“ (Z 336-340)

I: „Und wie Sie das gehört haben, dass das [assistive Technik] drin ist, hat Sie das irgendwie positiv gestimmt oder war das...?

Frau J: Naja, irgendwie schon, aber ich bin technisch nicht sehr begabt und es ist sicher ganz toll, die modernste Technik.

I: Was benutzen Sie denn jetzt an Technik? Haben Sie ein Handy?

Frau J: Ein Handy hab ich, aber ich kenn mich nicht aus. SMS und so kann ich nicht schreiben, aber da bin ich nicht die einzige ältere Person. (B1 lacht) Meine Bekannten tun nur telefonieren und schauen, wer angerufen hat aber sonst nix. SMS..." (Z 328-333)

Frau G: „Internet, des, i bin jo a Muffi (lacht), i los mir sogars Telefon von den Enkelkindern einstellen, jo weil is hoid nicht kau. Und i hob a kein Interesse dran, murs i ganz ehrlich sagen und deswegen a kein Interesse weil i 100% weiß i kann mi auf die Anderen verlassen. Deswegen ah.“ (Z127-129)

Aus diesen Textstellen geht hervor, dass die älteren Personen jene Funktionen (z.B. beim Handy) im Alltag nutzen, die sie selbst als sinnvoll und nützlich definieren. Sie hielten sich zum Teil in

Bezug auf die Nutzung von Technik nicht begabt und bezogen dies darauf, dass sie die Technik im Alltag nicht benötigten.

Eine zentrale Rolle bei der Techniknutzung im Alltag nahmen die Angehörigen ein, welche den älteren Menschen die Funktionen (z.B. SMS schreiben) erklärten und welche bei Schwierigkeiten mit einem technischen Gerät zu Hilfe gerufen wurden, da ihnen – im Gegensatz zu sich selbst – technische Kompetenz zugesprochen wird.

Abgesehen von jenen Personen, die vor allem Handy und Fernsehapparat als ihre technischen Hilfsmittel im Alltag betrachteten, hatten Herr B, Herr H und Herr C eine stärkere Affinität zu Technik. Herr B beispielsweise verbrachte fast den ganzen Tag vor dem Computer, surfte im Internet und ließ Online-Nachrichten. Herr H hatte ein Notebook und interessierte sich allgemein für Computer und Internet, er ist also vertraut mit Technik. Herr C wusste bereits, wo er in der neuen Wohnung seine technischen Geräte hinstellen würde, für die er in der alten Wohnung ein eigenes Zimmer hatte. Er schnitt seine Filme mit dem Computer, scannte alte Dias ein und komponierte am Computer, hatte aber kein Internet.

7.4.2. Was wussten die Bewohner/innen im Vorfeld über die Technikkomponenten in Linz-Pichling?

Die Interviews mit den Bewohner/inne/n wurden vor den Informationsveranstaltungen über die assistive Technikausstattung der neuen Wohnungen in Linz-Pichling durchgeführt, d.h. sie hatten von Seiten der Projektträger auf diesem Weg noch keine genaueren Informationen zu den assistiven Technologien oder eine Einschulung erhalten. Weiters hatten die Interviewpartner/innen die Möglichkeit eine Musterwohnung vor Einzug in die neue betreubare Wohnanlage in Linz-Pichling zu besuchen.

Die Interviews veranschaulichten, dass die befragten Personen die Unterbrechung des Stromkreises bei Verlassen der Wohnung, die Herdplattenkontrolle und die Unterbrechung der Wasserzufuhr im Bezug auf die technischen Ausstattungen in den neuen Wohnungen im Gedächtnis abrufen konnten. Einige nannten auch, dass sie mit dem neuen Fernseher [Homebutler] auch Radio hören könnten, und Einkaufslisten erstellen könnten. Ebenfalls in Erinnerung geblieben war einigen Personen der Bewegungsmelder im Vorzimmer.

Herr H: „Najo, ma hot, mia hom im Detail nu net wirklich was erfohrn, ober i find des eigentlich scho supa. Also grundsätzlich mit dieser Automat, soboit ma an Schlüssl obziagt, dass Wossa obgsperrt wird und da Strom, dass ma hoit net vergisst (...) Des is owa so, des is sicha a technische Errungenschoft, was i scho befürworte, a die Alarmonlog oda Bewegungsmelder, egal. Ois was in diesem Bereich ist, Technik des find i supa. Des muass i gonz ehrlich sogn.“ (Z193-198)

Frau J: „De technischen, jo es is ned schlecht, i hob ma des schau angeschaut, dort in dieser Musterwohnung, (...) do murs ma hoid daun wieder, wahrscheinlich murs sie do mei Enkel mit mir befossen, das ma des ois eingibt, weil do gibt's jo soviel Dienste und so viel Sochen, do kau ma Musik hören, und und, also Medikamentenerinnerung, na des brauch i ned, jeden Tog, so weit bin i schon

nu, owa mein weiß es jo nicht. Vielleicht wird ma amoi so vergesslich, dass ma schau wos vergisst, do kau ma jo des, des mocht jo dieser Apparat ah, der durt jo glaub i weng an Herd abdrehen, daun Wasser, das des Wasser nicht läuft irgendwo, daun wengan hin und her geh, oiso wengan Schlüssel suchen" (Z 323-330)

Frau E: „Jo des habens uns schon gesagt, des is wenn du die Tür aufsperrst schalt sich das Elektrische ein und wenn man rausgehen is es, sozusagen wenn wir fortgehn ist aus, wegen der Brandgefahr. Des ist ja alles mir scheint. Und auch ein riesen Fernseher zum ausprobieren ein Jahr gratis und wauns uns dann passt, können wir ihn sozusagen dann bezahlen.“ (Z 303-306)

Diese Ergebnisse zeigen, dass für die befragten Personen vor allem jene **Technologien in Erinnerung** blieben, welche **die persönliche Sicherheit erhöhen**.

7.4.3. Einstellung zu den assistiven Technologien

Aus der Nutzung von Technik im Alltag leitet sich auch die Einstellung zu Technik generell ab. Personen, die im Alltag **mit Technik vertraut** sind und diese verwenden, stehen **technischen Hilfen positiver** gegenüber.

Der Grundkonsens über die assistiven Technologien, die sie in ihrer neuen Wohnung in Pichling zur Verfügung haben, ist positiv („Na, na, na, na, do sama schon aufgeschlossen. Jo, jo, jo, do sama ned zu alt dazu, für diese Erneuerungen.“ (Frau E: Z 318-319)), wobei sich einige Personen selbst bei der Nutzung von technischen Geräten nicht allzu viel zu trauen.

Aus den ersten Interviews ging hervor, dass einige Befragte die technischen Erneuerungen auf sich zukommen lassen wollten und sehen müssten, wie brauchbar die Funktionen sind. Viele dachten auch, dass sie zum damaligen Zeitpunkt manche Funktionen (z.B. Medikamentenerinnerung) noch nicht brauchen, sie diese aber generell als eine gute Idee ansehen.

Frau K: „Naja, helfen so, so... Invalid bin ich nicht, dass, dass mir das hilft, aber interessant ist das. Überhaupt, wenn man neu hinzieht. Weil diese Dienste werd ich ja nur nützen, wenn ich wirklich nicht mehr kann. (...)" (Z342-344)

Frau G: „Des werd i schon alles lerna. Mein Gott, waun i wos ned kapiert oder was daun frag i hoid wen. Entweder es is im Haus wer do, der ma des erklärt, oder i frog meine Kinder und Enkelkinder, du de Junger haum e weit so technisches Wissen. Ah na do hob i keine Angst ned. Des wird schau werd'n.“ (Z 132-135)

Es herrschte Zuversicht, dass sie den Umgang mit dem Homebutler lernen würden. Die interviewten Personen wollten, wenn es Probleme gibt, ihre Enkel und Kinder um Rat fragen. Andere wiederum fürchteten sich ein wenig davor, dass sie die Bedienung der Funktionen vergessen könnten, wenn sie diese nicht regelmäßig benutzen.

Herr I ist zwar der Technik gegenüber aufgeschlossen, verstand aber nicht, warum man diese Technologien in Wohnungen einbaut, in denen alte Menschen leben, die sich seiner Ansicht nach im Umgang mit Technik ohnehin schwer tun und deren Gedächtnisleistung abnimmt.

Herr I: *„Mi wundert's allerdings, dass diese Technologie dort einbauen, dass die genau wissen, dass lauter ältere Leute werden was dort einziehen. Und so manche ja auch im Gedächtnis ähh abbauen nacheinander. Das sie des da machen, das hat mich schon gewundert.“ (Z 484-486)*

Auch Herr F sieht die besondere Schwierigkeit im Umgang mit den Technologien im Alter. Er selbst hat sein Leben lang im Büro technisch gearbeitet und erwartet sich daher keine Schwierigkeiten mit den assistiven Geräten in Pichling. Dennoch sieht er Probleme insbesondere darin, dass man im Alter Funktionen, die man nicht regelmäßig benutzt, schnell wieder vergisst.

Herr F: *„Nur wie gsogt, moderne Sochn, is anfoch do. Na und wos, sehr heikl wird in den Oita, jetzt hob is endlich donn, brauch is a Wochn oda 14 Tog net - - pff wonn is donn eischoit, woab is donn nimma.“ (Z1660-1662)*

Bei einigen Ehepaaren zeigte sich jedoch, dass die Frauen der Technik reservierter gegenüber stehen als ihre Männer.

I: *„Okay. Und glauben Sie, äh, dass Sie, dass Ihnen diese Geräte den Alltag erleichtern werden?“*

Herr F: *Sicha, wommas konn! - -*

Frau F: *I wü net, wei i - nimms net in Onspruch.“ (Z612-614)*

I: *„(lacht) Und was denken Sie von sich? Werden Sie das nützen oder wie glauben Sie werden Sie das verwenden?“*

Herr I: *Ja.*

Frau I: *I, I glaub fast nicht.*

Herr I: *Es ist so, dass*

Frau I: *I hätt das gar nicht wollen. Mir wärs lieber wenn's ned. Aber a Jahr haben wir's halt. Man kann's ja dann wenn man's nicht will dann abbauen. Und wann man sich's behält muss man dann zahlen.“ (Z 462-467)*

Nur vereinzelt lehnten die interviewten Personen die Technik ab, die sie in ihrer neuen Wohnung haben werden. Frau D sah, als sie erfuhr, dass Technik in die Wohnung eingebaut würde, dies anfänglich als einen Rücktrittsgrund, nimmt dies aber nun in Kauf.

Frau D: *„Nojo, i hob i hob i hob versucht, das ah zu verhindert, na. Homms gsogt, des geht ned, des wird registriert ois a aah a Versuch is (...) weil der Fernseher is ned nur fürs Telefon, du konnst a Radio hean und irgendwo a Listn onsogn oiso oiso durchs Telefon, oiso ääh ned, dass is ned konn, des bring i scho zom, oba i werds ned benützen.“ (Z438-443)*

Frau A: *„Ja. Ja. ... Technisch will ich nichts wissen. (lacht)“ (Z213)*

Herr H wiederum hatte hohe Erwartungen an die Technik. Er erwartete sich von der Firma „Beko“, dass der Bildschirm höchste Qualität hat. Er hatte sich bereits im Vorfeld an die Zuständigen des Unternehmens gewandt, da er gerne den Internetanschluss auch über den Homebutlerbildschirm hätte.

Herr H: „Jo owa ma kann net, ma wird net noch am Jahr gratis...irgend a Gebühr zoin, wenn des donn technisch oanfoch net dem entspricht. Do muass scho was do sei. Und ich hab momenta, woäß i net, für mi persönlich skeptisch, do bin i nu skeptisch, owa des is egal grundsätzlich, weil sust stöh i ma mein Fernseher hi oda i kaf ma hoid mein eigenen Fernseher, i muass jo des net in Anspruch nehmen. (...) Des Jahr des is sowieso gratis und des test ma hoid oafoch amoi, nur wenn die Büdqualität natürlich so schlecht is, dass i gor net zfriedn bin, donn sog i, toats es weida, owa i stöh ma mein eigenen Fernseher her (lacht) daneben vo mir aus. I hob scho gsogt, wenn's scho technisch so guad drauf seids, vo da Firma Beko, donn miassts es a zombringa, dass i heid, i muass an Internetanschluss, i muass an Festnetzanschluss, des san Zusatzkosten, de net jeda oide Mensch braucht.“ (Z 590-601)

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die interviewten Personen den assistiven Technologien grundsätzlich positiv gegenüber stehen, sind aber der Meinung, dass sie diese für sich noch nicht brauchen. Einige Personen bezweifelten, dass sie selbst oder andere den Umgang mit den Geräten verstehen bzw. sich merken werden. Nur wenige standen den assistiven Technologien, die in den Wohnungen in Pichling zur Verfügung gestellt werden negativ gegenüber bzw. verstanden nicht, warum solche Erneuerungen bei alten Menschen in der Wohnung eingebaut werden.

7.5. Zusammenfassung der ersten Erhebungswelle vor Einzug in betreubares Wohnen

Das Hauptmotiv der Bewohner/innen für den Einzug in die betreubaren Wohnungen in Linz-Pichling war die **geographische Lage** der Wohnungen. Die Bewohner/innen hatten den Wunsch in der **Nähe der Angehörigen** zu sein und von diesen unterstützt zu werden, ohne sie aber zu belasten. Betreubares Wohnen wurde als Möglichkeit gesehen den Angehörigen nahe zu sein, ohne ihnen zur Last zu werden, da man bei einer Gesundheitsverschlechterung versorgt wäre und auch eine eigene Wohnung hätte.

Das Angebot des betreubaren Wohnens war für die interviewten Personen deshalb attraktiv, weil sie ein **Gefühl der Sicherheit** vermittelt bekommen (durch die Ansprechperson, Nachbar/inne/n), aber dennoch eigenständig **nach eigenen Vorstellungen leben können**.

Als wichtigen Punkt der betreubaren Wohnungen sahen die interviewten Personen deren handhabbare Größe, da größere Wohnungen eine Belastung für sie darstellen. Außerdem war die **Barrierefreiheit der Wohnungen** für die interviewten Personen sehr ansprechend.

Teilweise hatten die Bewohner/innen jedoch falsche bzw. sehr **hohe Erwartungen an das Angebot**. Viele rechneten damit, dass sie bei einer Gesundheitsverschlechterung automatisch ins Seniorenheim wechseln könnten und nannten dies als unterstützenden Grund für den Einzug in die betreubare Wohnung. Zum Teil glaubten die interviewten Personen auch, dass eine direkte Verbindung zum Personal des Seniorenheims bestehen würde.

Sehr breitgefächerte Erwartungen hatten die Personen an die Aufgaben, die die Ansprechperson zu erfüllen hat. Viele wünschten sich, dass sie psychologische Betreuung bietet und im Notfall zur Stelle ist und Hilfe organisiert. Da die Erwartungen an die **Aufgaben der Ansprechperson** sehr groß waren, sollte man versuchen diese klarer zu definieren und den zukünftigen Bewohner/inne/n zu kommunizieren, um Enttäuschungen vorzubeugen.

Soziale Kontakte waren insbesondere von den alleinlebenden Männern in der Stichprobe gewünscht und mit ein Grund für den Einzug, obwohl auch andere interviewte Personen, die Tatsache Nachbar/inne/n zu haben, mit denen man, wenn man will, in Kontakt treten kann, als positiven Aspekt des betreubaren Wohnens sahen.

Privatsphäre wurde insbesondere von alleinlebenden Frauen als wichtiges Gut und die eigene Wohnung als Refugium angesehen. Generell glaubten die Bewohner/innen, dass in die betreubaren Wohnungen offene Menschen einziehen werden, und dass man gut miteinander auskommen wird. Sie erwarteten sich außerdem, dass sich in ihrem bisherigen sozialen Netzwerk nicht allzu viel ändert, außer dass man durch die neue Nähe zu den Kindern mit diesen häufiger und einfacher Kontakt haben wird. Personen, die von weiter her nach Linz-Pichling zogen, erwarteten sich eine Umstellung, sahen diese aber nicht als großes Problem.

Ein guter Teil der Bewohner/innen dachte, dass sie die angebotenen Dienstleistungen zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht brauchen und wollte weiterhin auf die Unterstützung der Angehörigen zurückgreifen.

Aus Welle 1 kann abgeleitet werden, dass die **assistiven Technologien** in den Wohnungen in Pichling **kein Motiv für den Einzug** waren. Die Bewohner/innen hatten teilweise erst nach der Anmeldung erfahren, dass in Linz-Pichling eine besondere technische Ausstattung in den Wohnungen vorhanden sein würde.

Die Erwartungen an die assistiven Technologien waren noch weitgehend undefiniert. Die Nutzungsbereitschaft hängt davon ab, wie brauchbar die Personen die eingebauten Technologien erachten. In Erinnerung blieben den Personen insbesondere technische Komponenten, die ihre Sicherheit erhöhen würden.

7.6. Umzug und Eingewöhnung der Bewohner/innen in die betreubare Wohnung

Eine anfänglich gute Eingewöhnung ist für das weitere Wohlbefinden der Bewohner/innen sehr wichtig. Die Erfahrungen bei der Übersiedlung in die neue Wohnung beeinflussen wesentlich die zukünftige Anpassung an das neue Wohnumfeld. Die Auswertungen der zweiten Erhebungswelle der Interviews zeigen, dass die subjektive Wahrnehmung des Umzugsprozesses und der Eingewöhnungsphase der Bewohner/innen mit dem Ausmaß der Unterstützung aus dem Familien- oder Bekanntenkreis korreliert und diese stark beeinflusst. Im Sample des WU Forschungsinstitutes für Altersökonomie zeigte sich, dass vor allem jene Bewohner/innen von einer raschen und **problemlosen Übersiedlung und Eingewöhnung** sprechen, die beim Umzug in die betreubare Wohnanlage auf die Unterstützung ihrer Familienangehörigen oder Bekannten zurückgreifen konnten.

Frau A: „Naja, ich habe nicht viel zu tun gehabt, weil das haben eh die Kinder alles gemacht. Ich habe nur brauchen sagen: ‘Das geht mit und das geht mit’. Und die haben mir auch viel geholfen.“ (Z 47 – 50)

Ehepaar E: „Jo mocht der Sohn, hod alles g’ mocht, jetzt is des Ärgste erledigt. Soweit is nix mehr, wir haben de Bankverbindungen alles verlegt, also hergelegt (...)“ (Z 197 – 202)

Paar C: „Wor schon sehr vü gmocht, mein Sohn hod sehr vü gmocht.“ (Z 37)

Sowohl Herr B als auch Frau K haben den Umzugsprozess als stressig empfunden, da beide **auf Hilfe aus dem Familienkreis nicht zurückgreifen** konnten. Während Herr B bei der Übersiedlung Unterstützung durch seine Betreuungsperson erhielt, gab Frau K an, niemanden gehabt zu haben, der sie beim Umzug unterstützte.

Frau K: „Naja, bei der Übersiedlung sehr schlecht, weil ich war alleine, (...) Ich habe sehr, sehr viele Sachen, Antiquitäten, der Keller ist ganz voll mit Schachteln. Also, es war ein Wahnsinn.“ (Z 8 – 10)

Neben der Hilfe der Kinder erwähnten Frau J und Frau G für einen problemlosen Verlauf der Übersiedlung und Eingewöhnung eine **ausreichend lange und intensive Vorbereitungszeit** auf den Einzug in die betreubare Wohnung, die den Bewohner/inne/n die Möglichkeit bot, sich von alten Gegenständen zu trennen bzw. Einrichtungsgegenstände zurückzulassen.

Frau G: „I hob wochenlang vorher scho einbockt, I hob,... und rucki zucki wor i heruntn und es hot kane Probleme geben [...]. (Z 7 – 8)

Frau J: „Also die Eingewöhnung war für mich von einen Tag auf den anderen, weil ich war schon vorbereitet, eh schon a halbes Jahr, das ma so und so viel mitnehmen kann und so und so viel wegschenken muss, und da hab i eigentlich überhaupt keine Probleme gehabt (...)“ (Z 33 – 36)

Außerdem zeigen die Auswertungen, dass sich insbesondere jene Personen leichter eingewöhnten, die den **Umzug als Neustart betrachteten**. (Ehepaar E: *Aber sonst haben wir ja alles neu und somit es des ein Neubeginn.*" (Z 241)) Im Gegensatz zu Herrn L, der den Umzug als Neustart betrachtete und sich langsam an seinen neuen Lebensabschnitt mit mehr Freizeit arrangierte, fühlt sich Frau K in ihrer neuen Wohnung noch nicht zu Hause („*Nein, ich, ich bin noch nicht ganz da.*" (Frau J: Z 124)). Die schwerfallende Anpassung und Eingewöhnung an die neue Wohnsituation führt die Bewohnerin auf die fehlende Unterstützung beim Umzug sowie auf die fehlende Vorbereitungszeit auf die Übersiedlung zurück.

7.7. Situation der Bewohner/innen nach Einzug in betreubares Wohnen

7.7.1. Wohnsituation der Bewohner/innen nach Einzug

Ein Teil, der in der ersten Erhebungswelle befragten Personen empfanden ihr/e damalige/s Wohnung/Haus als zu groß. Die Instandhaltungsarbeiten und die Pflege dieser zu großen Wohnungen oder Häuser mit Gärten wurden von den Befragten als Belastung wahrgenommen (siehe dazu Kapitel 7.2.1). Die Bewohner/innen haben sich durch den Umzug in die kleinere Wohnung eine Entlastung erhofft. Aus den Interviews der zweiten Befragung, nach Einzug in die betreubare Wohnung, geht hervor, dass die Erwartungen der interviewten Personen an die neuen und kleineren Wohnungen erfüllt wurden. Die Bewohner/innen **profitieren von der geringeren Wohnungsgröße**, da sie sich nicht mehr durch den Haushalt und/oder Gartenarbeit überfordert fühlen.

Frau E: „Jo sogen wir, wir soid i sogen, des Putzen is leichter. (...) Und wauns ganz, do gehst einmal mitn Mob, Stiegenputzen brauchst nimmer (...) Mit einem Wort: ´total erleichtert´." (Z 131 - 138)

Frau A: „(...) Aber ich bin wirklich zufrieden da. Weil sonst, weil die Wohnung nicht so groß ist." (Z 302- 303)

Frau I: „(...) weil i hob daham in Haushalt ghobt und hob kocht und do moch is ah. Nur hob i do weniger Arbeit. Weil i kein Haus hob." (Z 23 - 25)

Frau E kann aufgrund der geringeren Quadratmeterzahl der neuen Wohnung **auf** eine regelmäßige **personelle Unterstützung im Haushalt** im Gegensatz zur alten Wohnung, in der sie auf eine Reinigungskraft zurückgreifen musste, zur Gänze **verzichten** und hat dadurch ein **großes Maß an Selbständigkeit wiedererlangt**. Lediglich zu gröberen Hausarbeiten, wie dem Fenster putzen bekommt sie Hilfe von ihren Kindern.

Frau E: „... am Anfang hod der Sohn gschaut, dass geputzt wird und alles und daun hod de Frau gsogt: ´wos soll i do putzen?´. Is eh alles selber, jo waun i eh alle Tog dur!" (Z 182 - 186)

Herr L gibt an, dass die Umstellung von einem großen Haus mit Garten auf eine kleinere Wohnung nicht einfach gewesen.

Herr L: *„(...) Des hod sie schon alles eingependelt, des wor eh momentan a bissl a Umstellung, von an Haus in a Wohnung ohne Arbeit ohne dass ma vü kennt, aber es ist alles einigermäßen passard worden. (Z 9 - 13)*

Nach seinen anfänglichen Schwierigkeiten, mit der - durch den Umzug - neu erhaltenen freien Zeit umzugehen, könnte er durch den Umzug sorgenfreier leben, da er aufgrund der Größe seines früheren Hauses mit Garten auf zusätzliche Unterstützung bei der Garten- sowie Hausarbeit nicht mehr verzichten hätte können.

Herr L: *„Jo, jedenfalls verbessert, im Haus hätt i mehr Hilfe braucht als wie do in der Wohnung. Fürn Garten hätt i wen braucht und für verschiedene Sochen. In der Wohnung is des günstiger. ... mir is ned leid ums Haus, weil do host mehr Sorgen, weil waunst einmal älter wirst host Sorgen auch mit an Haus und mit an Garten, was do ned der Fall ist, und do hob i des auch so hingebacht, dass i do einzieh hob können, dass i sorgenloser bin auf Deutsch gsogt.“ (Z 39 - 43)*

Neben der Größe der Wohnung, war auch die fehlende **Barrierefreiheit** der ehemaligen Wohnungen und Häuser für die befragten Personen eine große Belastung im täglichen Leben (siehe Kapitel 7.2.1). Frau C sowie Frau K geben bei der zweiten Befragung an, dass sie durch den Umzug in die barrierefreie Wohnanlage im Gegensatz zu früher, keine beschwerlichen Stiegen steigen müssen, um in die neue Wohnung zu gelangen.

Frau C: *„Wie soid i sagen, i hob im 1. Stock gewohnt und do wohn i a im 1. Stock also es hod sie gar ned vü geändert, do hob i in Lift und dahoam hob i owi geh müssen, über die Stiege, des hod sie schon geändert, also des is schon anders worden. Aber so lange nu geh kann, is egal.“ (Z 170 - Z 174)*

Frau K: *„ Ja, hauptsächlich, weil ich konnte nicht mehr über die Stiegen hinauf. Ich habe von der Garage bis in die Wohnung über dreißig Stufen gehabt, ne.“ (Z 42)*

„Mir geht es gut, ich kann gar nichts sagen, weil das Stiegen steigen war furchtbar schon. Es ist jetzt viel leichter.“ (Z 567 - 570)

Schwierigkeiten mit der damaligen Wohnsituation vor Einzug in die betreubare Wohnanlage hatten auch Herr C und Frau K, deren Alltag aufgrund des Einzugs in die betreubare Wohnung durch das vorhandene barrierefreie Bad wesentlich vereinfacht wurde. Frau K spricht in diesem Zusammenhang auch von einer Verbesserung ihrer Lebensqualität, da sich durch die behindertengerechte Ausstattung des Bades und der Toilette ihr Alltag wesentlich vereinfacht hat. Vor Einzug in die neue Wohnung war die tägliche Körperpflege, insbesondere das Ein- und Aussteigen in und aus der Badewanne für Frau K aufgrund ihrer damaligen Wohnsituation sehr beschwerlich. Sie litt sehr unter der Tatsache, dass die tägliche Körperhygiene nur mehr mit einem Waschlappen möglich war. (Frau K: *„Ja, die, die Hygiene, ja da... ah, ah, Bad und so weiter, das, das ist mir sehr abgegangen, also...“ (Z 571 - 574)*)

Frau K: *„(...) eigentlich das Bad ist auch sehr schön, ah, behindertengerecht. Also, ich habe schon von der Toilette schwer aufstehen können. Da ist jetzt da so ein*

Handgriff und niedriger, also, also höher, ah, jedenfalls behindertengerecht. Und ich habe, ah, ein Jahr nicht mehr in die Badewanne steigen können. Ich habe mich mit dem Waschlappen müssen waschen, wie Anno dazumal und, und da habe ich die Dusche. Das ist, ist ganz anders." (Z 188 - 194)

Frau K: „Und in der Badewanne habe ich auch, ah, das letzte Mal nicht mehr raus können. Da habe ich es dann aufgeben müssen, das Bad. Da habe ich zwanzig Minuten gebraucht, als... dass ich aus der Badewanne raus kommen bin. Habe mich so, so umdrehen und, und (...) Das war, das war grausam." (Z 198 - 208)

Ähnlich erging es auch Herrn E, der sich durch die barrierefreie Dusche in der neuen Wohnung wieder selbständig duschen kann.

Frau E: „Wir hätten sonst a Heim, a Pflege gebraucht, dass auch, und do hod da Sohn geschaut na so geht des, da Papa wor eben früher so schlecht, der hod sie überhaupt nicht mehr rühren können und do haum ma geschaut und do wor des Glück, dass im August fertig wor." (Z 139 - 147)

Viele interviewte Personen betonen, dass ihnen die neue **Wohnung**, im Gegensatz zur alten Wohnung bzw. zum alten Haus, **viel gemütlicher** vorkommt.

Paar C: „De Wohnung kommt mir gemütlicher vor." (Z 156)

Ehepaar E: „Gemütlicher, kann ma sogn. Wir haben neue Möbel. Verkleinert, owa sonst haben wir nur mehr Erinnerungstücke von meiner Jugend und von meiner verstorbenen Schwester hob i do draußen noch, und de Sesseln de haben wir auch noch. Aber sonst haben wir ja alles neu und somit es des ein Neubeginn. (Z 237- 241)

Im Rahmen der Interviews haben einige Personen explizit darauf hingewiesen, dass sie sich bei der Gestaltung der Wohnung einbringen konnten und auf ihre Wünsche von den zuständigen Bauträgern eingegangen wurde. So erzählten auch das Ehepaar C oder Frau G von ihren Änderungswünschen, die in der Ausstattung ihrer Wohnungen berücksichtigt wurden.

Frau G: „Ja des is des wia i mas gwünscht hob. I hob ma do a paar kleine Änderungen machen lassen, zum Beispiel den Fuasboden da ausse mit Parkett und in die Küche eine an Parkett. Und in die Küche hab i ma an Apothekerschränk einbauen lassen. Und des is jetzt des wo i gsogt hob, ma den Parkettboden mecht i schon hobn. Und so des hob i ma mochen lossen, des hob i kriagt. Und jetzt bin i glücklich." (Z 300 - 303)

Frau J: „(...) Die Küche ist ganz neu, da hab ich ma des alles machen lassen was ich gewollt hab. Ich hab a andere Front, und ich hab verschiedenes machen lassen, ich hab a andere Dekorplatten weil die san bei mir hell und bei vielen anderen Wohnungen is dunkel. I was ned obs es gsehn haben. (Z 153 - 157)

Frau G schätzt insbesondere an der neuen Wohnung, dass „wann i aufsteh is oiwei schen warm" (Frau G: Z 293), da sie in ihrer alten Wohnung lediglich eine Etagenheizung hatte, die sie in der Nacht nicht aufgedreht lassen wollte.

Wie bereits aus den vorangehenden Interviewausschnitten gezeigt werden konnte, hat sich die Wohnsituation durch den Umzug in die betreubare Wohnung für alle befragten Bewohner/innen verbessert.

Sprecherin von Herrn B: „Ich gefalle ihm in der Wohnung, ich bin ja die ganze Zeit in der Wohnung. Fassade schon alles, ok gut passt. Es gefällt ihm, dass er zwei Räume hat, dass er kochen kann, ich könnte weiter aufzählen, so dass er ein Bad hat.“ (Z 140 – 142)

Paar C: „Wir sind sehr zufrieden. [...] Uns genügt des wirs is.“ (Z 95 – 97)

Frau G: „Und jetzt hob i des was i ma oiwei furgstellt hob. A klane Wohnung, sche warm und an Balkon.“ (Z 381- 386)

Frau K: „Aber so ist es ja sehr schön. (...)“ (Z 17)

Grundsätzlich herrscht unter den Interviewpersonen Einigkeit darüber, dass sie sehr viele Vorteile aus der neuen, kleineren Wohnung ziehen und entsprechend mit der neuen Wohnsituation zufrieden sind, wobei auch Kritikpunkte im Bezug auf die betreubare Wohnung im Rahmen der zweiten Befragung von einigen Bewohner/inne/n angesprochen wurden. Das Ehepaar E und Ehepaar I erzählen von ihrer Unzufriedenheit über den unzureichenden Stauraum, der ihnen in der neuen betreubaren Wohnanlage zur Verfügung steht. Insbesondere Paare hatten bereits vor Einzug im Rahmen der ersten Befragungswelle ihre Bedenken bezüglich des geringeren Platzes in der neuen Wohnung geäußert (siehe dazu Kapitel 7.3.1).

Ehepaar I: „Weil daun wird des a bissl kritisch, weil wir gewisse Sochen nu weg taun, abgesehen von den Möbeln de bleiben, aber so viel Werkzeug von mir (...) Und diese Gläser des is jo a Bruchteil, do steht jo nu a Haufen drinnen. Wo wir des hin tun wenn wir das wirklich mal wegräumen müssen, des weiß i nicht.“ (Z 310 - 319)

Frau J und das Paar C kritisieren die **schlechte Abdeckung der Loggias** in den neuen Wohnungen. Durch die unzureichende Überdachung kommt es häufig zu Wasseransammlungen bzw. auch im Winter mussten einige Bewohner ihre Loggias vom Schnee befreien.

Ein weiterer **Kritikpunkt** von Frau J **betrifft das Badezimmer**, da bei der Benutzung der Dusche das Bad in ihrer Wohnung unter Wasser steht.

Frau J: „I wissad... Ja im Bad, i was ned ob Ihnan des wer erzählt hat wenn man die Dusche aufdreht, da hat man dann des hoibade Bad unterwasser. (...) Weil dieser Abfluss zu wenig schräg ist. Der is zu wenig vertieft und jetzt steht rundherum des Wasser es rinnt zwar ab aber es dauert halt viel zu lange und jetzt musst rundherum was auflegen damit. Ja i muass ma meine Möbeln de zwar auf Füße stellen lassen weil sonst geht die Furnier herunter.“ (Z 268 - 280)

Zwei Damen äußern sich, dass sie bestimmte **Einrichtungsgegenstände aus der alten Wohnung vermissen**. Während Frau J ihren alten Balkon vermisst, da ihr die neue Loggia

einerseits zu klein und andererseits nicht ausreichend abgedeckt ist, sehnt sich Frau A nach ihrer alten Badewanne. (Frau A: „Das Einzige, was ich vermisse, das ist die Badewanne.“ (Z 112))

7.7.2. Wohnumfeld der Bewohner/innen nach Einzug

Wie bereits aus der ersten Befragung (siehe dazu Kapitel 7.3) hervorgegangen ist, hatte das Wohnumfeld, in dem die Personen vor dem Einzug lebten, sowie die Gegend in der die betreubare Wohnanlage gebaut wurde, einen wesentlichen Einfluss auf die Entscheidung für einen Umzug. Viele interviewte Personen haben bereits seit Jahren Bekannte oder Familienangehörige in Pichling und waren bereits vor Einzug in die betreubare Wohnung mit der neuen Wohnumgebung sehr vertraut. Die Auswertungen der zweiten Erhebungswelle zeigten, dass jene Personen von einer raschen Eingewöhnung sprachen, die bereits vor Einzug in die betreubare Wohnanlage einen Bezug zur Gegend rund um Linz-Pichling hatten. Frau A und Ehepaar I gaben sogar an, **keine Eingewöhnungsphase** benötigt zu haben, da sie **mit der Gegend sehr stark verwurzelt** sind und ihr bisheriges Leben in Pichling verbrachten.

Frau A: „Ich bin ja nicht so weit weg, ich habe meine Umgebung. Ich habe meine Leute. (...) Ist alles ok.“ (Z 17 - 19)

Herr I: „Jo wir haum keine Eingewöhnungsphase ned.“

Frau I: Haum ma ned braucht eigentlich

Herr I: Erstens, wie i schon gsogt hob, worn wir eh 20 Jahr schon in Linz, in Folge dessen kennen wir die Gegend und so ist des für uns do da ned fremd, sozusagen. Uns fragen viele, ob wir schon eingewohnt sind, de Phase haum wir gar nicht.

Frau I: Nein, i bi do daham, i hob auch keine Schwierigkeiten ned. Überhaupt ned.“ (Z 60 - 65)

Für viele befragte Personen ist insbesondere die **Nähe zu Angehörigen**, die in Pichling leben, ein Hauptargument für die Übersiedlung in die neue Wohnung gewesen. Die Gespräche mit den Bewohner/inne/n nach ihrem Einzug in die betreubaren Wohnungen zeigen, dass ihr Wunsch, in der Nähe der eigenen Kinder und Enkelkinder zu sein, erfüllt wurde und die dadurch erwartete bessere Unterstützung durch die Angehörigen gegeben ist. Die geographische Nähe zu den Kindern sehen fast alle interviewten Personen als größten Vorteil, der die Übersiedlung in die betreubare Wohnanlage mit sich gebracht hat. Zum einen fühlen sich die Bewohner/innen sicherer, da die räumliche Nähe zu den Angehörigen eine schnellere und bessere Versorgung und Unterstützung zulässt. Zum anderen bedeutet der Umzug des Elternteiles bzw. der Eltern eine Erleichterung für die Angehörigen, da auch für diese der Betreuungsaufwand aufgrund der kürzeren Wegstrecken wesentlich gesunken ist.

Frau G: „(...) Tochter, die wohnt 10 Minuten weg von da, (...) wei I ja was das ma vo da Tochtla jetzt h a unterstützung hab wie früher. Sie braucht nur des Stückal uma geh und die Gschicht hat sie.“ (Z 22 - 36)

Frau J: „... i was das i zu meiner Tochter kann und wie jetzt is mani fast jeden Tag herkumma, da bin i natürlich schon froh!“ (Z 497 - 502)

Einen weiteren wesentlichen Vorteil sehen die befragten Bewohner/innen in der sehr **guten öffentlichen Verkehrsanbindung** der Wohnanlage in Pichling. Die interviewten Personen schätzen insbesondere die Bushaltestelle vor dem Haus, was ihnen ermöglicht, mit dem Bus überall hinzukommen, ohne weite Strecken zu Fuß zurücklegen zu müssen.

Frau K: „Ist auch sehr günstig, dass da ein Autobus da vor der Türe ist.“ (Z 699)

Frau G: „I hob do a ois guate Verbindung mitn Autobus. I kann überall hinfoarn i steig vor da tür draussen ein und i steig vor da tür aus. Oiso super.“ (Z 95 - 111)

Frau G: „Mit der Verbindung, i bin in der Stadt drinnen und i bin am land.“ (Z 227)

Paar C: „Wir haben a Verbindung auch eine Gute, do is gleich da Autobos drunten. Do kaun i in die Stadt einifahren, wo i will.“ (Z 494 - 497)

Insbesondere jene Personen, die im Rahmen der ersten Befragung auf die schlechte Verkehrsanbindung sowie Nahversorgung in der ehemaligen Wohnung hingewiesen hatten, schätzen an ihrer neuen Wohnumgebung die **ausgebaute Infrastruktur**. Einige Bewohner/innen, wie beispielsweise Frau J und Frau G, betonen, dass sich ihr Alltag durch die **direkte Busverbindung** und die **besseren Einkaufsmöglichkeiten in der Nähe** der betreubaren Wohnanlage wesentlich vereinfacht hat.

Frau J: „Was hat sich verändert... Erstens amal is des Einkaufen für mich jetzt bequemer geworden weil ma fohrt do mit dem Bus bis zur Simonystrossn und steigt ind Straßenbahn um, des san alles ganz kurze Wege.“ (Z 18 - 22)

Frau G: „I steig in Autobus ein und fahr, wans is zum Hofer. (...) Da fohr i mitn Autobus bis a Station vor Ebelsberg, da is a Hofer, aber da steig i in Autobus da ein und beim Hofer steig i aus. Mitn heimfahren is genau wieder des, also die Haltestelle is ja ganz optimal, die hams einazwickt, die war ja vorher ned. Die hams einazwickt, des is ganz super.“ (Z 482 -489)

Herr E: „Verbindung is a super, Haltestelle wor auch nicht.“ (Z 139 - 147)

Frau K: „... Ich, also, Einkaufen ist da beim Billa ganz in der Nähe und ... Brauche ich nicht in die Stadt.“ (Z 76 - 82)

Das Ehepaar I erzählt, dass es jetzt im Gegensatz zu früher, öfters in großen Supermärkten einkaufen geht, was natürlich auch finanzielle Vorteile mit sich bringt. In ihrer alten Wohnumgebung konnten sie derartige Einkaufsmöglichkeiten aufgrund der großen Distanz sehr selten nutzen.

Für die meisten interviewten Personen bedeutet die verbesserte Nahversorgung, insbesondere das Angebot in der unmittelbaren Umgebung, eine wesentliche Erleichterung des täglichen Lebens. So erzählen die Bewohner/innen im Rahmen der zweiten Befragung, dass sie mindestens zweimal pro Woche das **Angebot des Kaffeehauses im gegenüberliegenden Seniorenheim** nutzen. Frau K, Herr L sowie das Paar C und E gehen fast täglich mittags in das Lokal essen und sind sehr mit dem Preis-Leistungsverhältnis zufrieden. Andere Bewohner/innen berichten, dass sie sich öfters auf Kaffee und Kuchen mit Personen aus der betreubaren Wohnanlage treffen. Die Interviews zeigen, dass sich dieses Kaffeehaus im gegenüberliegenden Seniorenheim zu einem

Treffpunkt für die Bewohner/innen, deren Bekannten und Angehörigen entwickelt hat und für die befragten Personen ein wichtiger Ort des Zusammenkommens und Kennenlernens geworden ist.

Frau C: „... außerdem haum wir do gleich a kleines Kaffee nebenbei beim Altenheim

Herr C: Da war ich eh auch schon!

Frau C: Do kaun ma auch essen, do wor ma auch schon öfter.“ (Z 17 – 23)

Frau K: „... Ich kann da um sechs Euro zwanzig (€ 6,20) hinüber gehen ins Pensionistenheim und da ist Suppe, ah, Hauptspeise mit Fleisch, Salat und Nachspeise und das Getränk, alles um den Preis. Und da... für eine Person kochen, zahlt sich nicht aus“. (Z 138 - 142)

Frau K: „(...) das Essen drüben und Frisör ist im Haus drüben und alles. Ist schon praktisch.“ (Z 533 - 535)

Wie bereits aus Frau Ks Aussage entnommen werden kann, schätzt sie das Angebot, welches eine ältere Zielgruppe anspricht. Ähnlich ist es auch bei Frau J, die bereits den **Frisör** und die **Fußpflege**, welche unmittelbar im gegenüberliegenden Seniorenheim angesiedelt sind, nutzte und damit sehr zufrieden ist. Frau J und Frau K betonen das sehr gute Angebot für ältere Menschen. Vor allem die räumliche Nähe zu diesen wichtigen Versorgungsangeboten, wie das Café aber auch der Frisör sowie die Fußpflege, erleichtern wesentlich den Alltag der Bewohner/innen.

Frau J: „Dann hamma da drüben Fußpflege, dann hamma an Friseur, also i man, is eh alles sehr schön eingeteilt für die Alten.“ (Z 71 - 72)

Frau J: „Ich bin überhaupt recht zufrieden da, Fußpflege zum Beispiel, da geh ich morgen wieder, und Friseur, ja is alles da.“ (Z 455 – 456)

Konsens herrscht auch darüber, dass die Gegend rund um Pichling als sehr schön empfunden wird. Vorallem die **Natur** und **das viele Grün** sprechen die Leute an, die zum Spaziergehen einlädt, aber dennoch nahe bei der Stadt liegt. Große Anziehungskraft für einige Bewohner/innen hat auch das **Erholungsgebiet rund um den Pichlingersee**, der für die Bewohner/innen mit den öffentlichen Verkehrsmitteln direkt zu erreichen ist.

Frau G: „Es is, da herunt is sowieso a bissl a ländliches Klima. Sag i oiwei: „Na i vü mi woi!“ Mit der Verbindung, i bin in der Stadt drinnen und i bin am Land. (...) Wann i was brauch, sunst ned, oder wann i an Arztbesuch drinnen hob, aber sunst ned. Oder wann i in Friedhof fahren muss, aber sunst ned. Da is ma lieber i geh do spazieren, fahr bis am Pichlinger See, geh um an See ume, und dann wieder ham, weil des reicht ma eh. Is ma lieber als wann i ind Stadt eine foar. (Z 227 – 234)

Ein guter Teil der interviewten Bewohner/innen sehen einen großen Vorteil in der **Ruhe der neuen Wohnumgebung**. Insbesondere jene interviewten Personen, wie beispielsweise das Paar C und I, die sich aufgrund des Lärms in der alten Wohnung in ihrer Lebensqualität beeinträchtigt gefühlt haben, schätzen die Ruhe ihres neuen Wohnumfeldes.

- Frau C: „Uns gfoilts, wissens es is schön ruhig bei der Nocht. Ma wird ned gstört, wegn dem Verkehr oder so.“
- Herr C: „Es san jo nur de paar Häuseln do, keine Kinder.“ (Z 11 – 13)
- Frau C: „ Jo, wir schlafen so gut, wir haum so gute Betten, so ruhig ist (lacht) (Z 139)
- Herr C: „Vor allem der Balkon, do is ruhig, do kann man im Sommer draußen sitzen, do is herrlich, wos ma dort net kauma haum, i ned und er ned, bei mir wor der Kinderspielplatz, i hob nix gegen Kinder, owa es is hoid do angenehmer.
- Herr C: I hob Straßen do unten ghobt, in der Früh schon, wenn die ersten in die Schicht gfohrn san.
- Frau C: Do hört ma gar nichts!
- Herr C: Do is ganz ruhig, des is vü Wert.“ (Z 156 –169)
- Herr I: „Es hod sie schon sehr verändert, bei uns do is jo ganz ruhig, es fohrt kein Auto vorbei.“ (Z 68)
- Frau I: „Erstens schon mal des, a Ruhe hod ma do, weit mehr als in der anderen Wohnung.“ (Z 491)

Auch Frau K ist froh, nicht mehr dem Kinderlärm von früher ausgesetzt zu sein. (Frau K: „Aber so ist es ja sehr schön. Sehr ruhig.“ (Z 17 – 18))

Frau I, Frau C sowie Herr L schätzen den schönen Ausblick, den sie von ihren Loggias und Terrassen haben.

- Frau I: „I murs ehrlich sagen, do sehn wir, wie i schon gsogt hob, aufs Feld dauni und auf die Wiesen, des is mir angenehm, im Vergleich, wenn i mir vorstellen müsste, dass do ein Häuserblock wär, müssat i do einischauen, des war mir wahrscheinlich nicht so angenehm, aber so seh i do tadellos außi, schau denen Kräen do zur, wie sie sie und trog auch manchmal wos wos dauni, wos übrig bleibt und schau erna do zur, somit wird des im Sommer, wenn die Bäume belaubt san ist die Umgebung tadellos.“ (Z 333 – 338)
- Frau C: „I weiß ned, wie i sagen soi, wenn i in der Früh de Augen aufmach und schau außi, es is wirklich alles super do. Jetzt zwor ned, weil jetzt is erst sehr spät Licht. Schon schön. (Z 491 – 493)

7.7.3. Alltagsgestaltung der Bewohner/innen nach Einzug

- Frau K: „Naja, es ist mir langweilig. Ich kann nicht Handarbeiten, das kann ich nicht, habe ich nie, nie etwas übrig gehabt dafür. Ich tue viel lesen und Kreuzworträtsel und spazieren gehen im Sommer. Und mein Sohn kommt manchmal, der ist ja in Linz auf der Krankenkasse.“ (Z 27 – 30)

Bereits fünf bis sechs Monaten nach Einzug in die betreubare Wohnanlage, im Jänner 2011 erzählen die interviewten Bewohner/innen von einem **geregelten Tagesablauf**. Lediglich bei Frau K kommt das Gefühl auf, dass sie ihren Tagesrhythmus noch nicht gefunden hat.

Nach wie vor ist die **Erledigung von anfallenden Tätigkeiten im Haushalt**, wie das Kochen, Putzen und Wäsche waschen, fixer Bestandteil des Tagesablaufs der Bewohner/innen, wobei der Aufwand für die **Hausarbeit** aufgrund der geringen Größe der Wohnungen für die befragten Personen **überschaubar** bleibt.

Neben den Vorteilen, die eine kleinere Wohnung mit sich bringt, erzählen Frau I und Frau J beispielsweise weiters, dass sie aufgrund der sehr **guten öffentlichen Verkehrsanbindung** wesentlich öfters und vor allem entspannter, diverse Besorgungen des täglichen Lebens erledigen können. Durch die Busstation vor der betreubaren Wohnanlage können beide Damen nun täglich Einkaufen gehen. Weiters bedeutet die **gute Nahversorgung** für einige Bewohner/innen eine große Erleichterung ihres Alltags im Vergleich zur Situation vor dem Umzug.

Die Alltagsgestaltung der meisten interviewten Bewohner/innen hat sich im Vergleich zu früher kaum verändert. Auch nach Einzug in die betreubare Wohnanlage in Pichling verbringen sie ihren Tag mit dem **Treffen von alten Bekannten und Freunden** sowie mit **Spaziergehen**. Frau A beispielsweise geht nach wie vor täglich in den **Club Aktiv**.

*Frau A: „Hat sich nichts verändert, nein. (...) Ich gehe alle... jeden Nachmittag in Klub.
(Z 17- 30)*

Ähnlich Frau A, erklären auch andere Bewohner/innen, dass sich ihre Alltagsgestaltung nicht wesentlich von jener, vor Einzug in die neue Wohnung, unterscheidet. Insbesondere handelt es sich dabei um Personen, die bereits vor Umzug einen Bezug zu der Gegend rund um Pichling gehabt und dort bereits viele Freunde und/oder Angehörige gekannt haben. Das Ehepaar I trifft nach wie vor seine alten Freunde am Pichlinger See. Auch Frau G geht täglich wie vor dem Umzug mit dem Hund ihrer Tochter spazieren.

Im Gegensatz zu den restlichen befragten Bewohner/inne/n bedeutet insbesondere für Herrn L und für Herrn B der Einzug in die betreubare Wohnung eine große Umstellung ihrer Alltagsgestaltung im Vergleich zu früher. Beide Männer hatten zu Beginn des Einzuges in die neue Wohnung in Pichling damit zu kämpfen, für sich einen strukturierten Tagesablauf zu finden. Herr B beispielsweise lebte früher in einem Seniorenheim und musste sich einem streng durchgeplanten und geregelten Tagesablauf fügen. Auf individuelle Gestaltungsmöglichkeiten im Alltag bzw. Freiräume für den Bewohner konnte nicht Rücksicht genommen werden. Jegliche Aktivitäten des täglichen Lebens, wie beispielsweise das Kochen, Einkaufen gehen, wurden von den damaligen Mitarbeiter/innen übernommen, sodass Herr B unter Anleitung seiner Betreuungsperson neu erlernen musste, seinen Tag mit alltäglichen Tätigkeiten zu füllen und seinen Alltag selbst zu gestalten. Auch bei Herrn L ist eine große Veränderung in der Tagesgestaltung im Vergleich zu früher festzustellen. Aufgrund der Überforderung mit der Instandhaltung und Versorgung seines früheren Zuhauses hatte er kaum freie Zeit. Durch den Wegfall dieser Belastung musste er sich zwangsläufig – ähnlich Herrn B – mit neuen Möglichkeiten der Tagesgestaltung auseinandersetzen, was für ihn anfänglich nicht sehr einfach gewesen ist. Beispielsweise erzählt Herr L, dass er nun wieder selbst kocht, was jedoch mehr als Zeitvertreib als eine Notwendigkeit zu sehen sei. Auch Herr B kocht leidenschaftlich gerne, wozu ihm früher im Seniorenheim die Möglichkeit gefehlt hat.

(Sprecherin von Herrn B): *„Zum Beispiel er kocht selber, das konnte er nicht früher, er kocht gerne, das ist seine einzige Rettung, er kocht leidenschaftlich und zwar polnische Gerichte, er ist nicht angewiesen an Sachen, die nicht gehen. Suppen kocht er leidenschaftlich, er kocht für zwei Tage, er isst wann er will und nicht so, dass er sich dann daran halten muss, um halb 12 hat er sich unten zu befinden, dass war im zu früh. In Polen isst man um 2 oder 3 Mittagessen. Alles zu kurz zu schnell, Abendessen war schon um 5 Uhr. (Z 49 – 54)*

Herr L: *„Najo Umgewöhnen, weilst jo doch ned so momentan weißt, wosd mochen murst, dann dur i ma großteils selber kochen, dass i Vormittag a Beschäftigung hob und durs ned ungern, ned ungern Kochen. Des is auch a Zeitvertreiber fürn Vormittag, in derer Richtung dur i ma selber auch wos zusammenkochen. Und zum Teil Essen gehen, wauns einmal drawi [stressig] ist und i ned Lust hob zum Kochen daun geh i a Essen ins Kaffee. (...) Des ist alles passard worden bis jetzt, möchte sogen i bin sehr zufrieden“. (Z 48 – 57)*

Ähnlich Herrn L, gehen auch andere interviewte Bewohner/innen regelmäßig (manche nahezu täglich) Essen. Dabei wird vor allem das günstige Angebot der Kantine im gegenüberliegenden Seniorenheim von den Bewohner/inne/n in Anspruch genommen.

Frau J: *„(...) Und wanns mi kochen ned freut dann gibt's da drüben was zum Essen also im Seniorenheim, oder man kann auch, da gibt's ein kleines Kaffeehaus was ned obs es gsehn haben...“ (Z 18 –22)*

Neben **privaten Ausflügen und diversen Freizeitbeschäftigungen**, wie beispielsweise das Treffen von Bekannten oder Spazierengehen, nehmen die befragten Personen auch an den **organisierten Aktivitäten der die Miteinander GmbH** teil. In diesem Zusammenhang ist jedoch hinzuweisen, dass die durchgeführten Aktivitäten sowohl auf die Alltagsgestaltung als auch auf das Sozialleben starken Einfluss haben und diesbezüglich eine klare Trennung der beiden Lebensbereiche nicht möglich ist. Die vorangehenden Aktivitäten, wie Ausflüge, Freizeitbeschäftigungen und die organisierten Aktivitäten der Miteinander GmbH sind zwar Teil der Alltagsgestaltung der Bewohner/innen in ihrer neuen Wohnung, werden jedoch im nächsten Abschnitt näher ausgeführt. Insbesondere Unternehmungen innerhalb der betreubaren Wohnanlage, wie das Turnen, welches 14-tägig angeboten wird, oder auch die durch Herrn L organisierten Kartenrunden, die zwei bis dreimal pro Woche stattfinden, werden von den interviewten Bewohner/inne/n sehr gut angenommen.

Frau G: *„Das Turnen is im sitzen, wir hams erst einmal gehabt, morgen hammas zum Beispiel wieder, alle 14 Tag is ab jetzt. Mir taugts, mir san, ma sogt es is a Kasperlwerk da mit die Händ, aber i bin nachher so erschöpft gwesen, i sog eana es is ka Kasperlwerk, mit die Füas des duast ja so a goar ned, du sitzt aber mit die Füas viere, zruck hintere, des is ois im Sitzen. Und da sogst momentan, meingott so a Kasperlwerk , so a bissl Handibatschi und lauter so a klumpat. Aber im Grund gnummen is super gwesen, mir hats daugt und i war nachher miad. So miad das i ma denk des gibt's ja goar ned, zerst loch i bled*

und dann bin i hundsmiad. Mir taugts, i gfrei mi schon wieder auf morgen." (Z 257 – 263)

Frau C: „Amoi haums an Ausflug gmocht, jedes Monat haben wir irgendwann amoi a Treffen. Turnen worn wir ah schon.

I: Also wie finden sie das

Frau C: Sehr gut, sehr gut

Herr C: Das Turnen ist schon wichtig, den ganzen Bewegungsapparat und alles, da ists schon gut, waun ma a bissl Turnen durt." (Z 255 - 264)

Im Gegensatz dazu, zeigen Frau A, Frau D als auch Frau K sowie Herr B kein Interesse an regelmäßig stattfindenden Aktivitäten im Haus, wie dem Turnen, Kaffeekränzchen und nehmen daran auch nicht teil. Bereits in der ersten Interviewwelle vor dem Einzug in die betreubare Wohnung erzählten Frau D und Frau K von sich, dass sie keine Gesellschaftsmenschen seien und das Treffen in Gruppen vermieden (siehe dazu Kapitel 7.2.4). Auch Frau A zeigte sich eher reservierter gegenüber den zukünftigen Nachbar/inne/n. Im Gegensatz dazu, begründet sich das Desinteresse gegenüber der Teilnahme an den organisierten Aktivitäten von Herrn B durch seine schlechten Deutschkenntnissen. Lediglich **gemeinsamen Feiern**, wie die Weihnachtsfeier oder die **monatlichen** Besprechungsterminen werden von allen Bewohner/inne/n besucht.

(Sprecherin von Herrn B): „Hat er gar nicht Karten spielen. An der Weihnachtsfeier hat er teilgenommen, und beim Turnen er sieht die Angebote, aber er kommt nicht, er will nicht. (Z 121 – Z 124)

Wie aus den Aussagen hervorgeht, werden zwar organisierte Ausflüge und Aktivitäten, wie das Turnen oder Karten spielen nicht von jeden angenommen, jedoch die **monatlichen Zusammenkünfte zur Besprechung von Anliegen oder Problemen**, werden von allen Bewohner/inne/n regelmäßig aufgesucht.

7.7.4. Sozialleben der Bewohner/innen nach Einzug

Anhand der Ergebnisse der ersten Interviewwelle wurden die befragten Personen grob in zwei Gruppen eingeteilt. Zum einen konnten jene Personen identifiziert werden, die mit ihrem Sozialleben grundsätzlich zufrieden sind und entsprechend angegeben haben, nicht einsam zu sein. Zum anderen handelt es sich bei der zweiten Gruppe, um Bewohner/innen, die sich in ihrem alten Wohnumfeld **einsam** gefühlt haben. Insbesondere alleinlebende Männer waren unzufrieden mit ihren sozialen Kontakten und haben sich durch den Umzug in die betreubare Wohnanlage in Pichling eine Verbesserung ihrer Situation erwartet. Für Herrn H und Herrn L war die Hoffnung auf soziale Kontakte eines der Hauptargumente, warum sie sich entschieden hatten, in betreubares Wohnen zu ziehen. Ob und wie sich das Sozialleben der einzelnen interviewten Personen durch den Einzug in die betreubare Wohnanlage verändert hat, konnte anhand der zweiten Befragung der Bewohner/innen festgestellt werden. Leider ist jedoch ein Vergleich der sozialen Situation von Herrn H nicht möglich. Herr H ist vor Einzug in die betreubare Wohnanlage verstorben. Erfreulicher hingegen ist die Entwicklung bei Herrn L, dessen **Sozialleben** sich durch den Einzug in die betreubare Wohnanlage, **verbessert** hat.

I: „Haben sie sich das erwartet, dass das alles besser wird?

Herr L: *Eigentlich jo, weil dort wo i des Haus ghobt, weil i do weniger Kontakt ghobt hob, do worn lauter oide Frauen, de a Pflegerin brauchen und ah mit, do hod sie der Kontakt, die Männer sind alle weggestorben auch in meinen Alter, es wor dort nimma so. Ich hob dort weniger Kontakt ghobt wie do im betreuten Wohnen." (Z 366 – 370)*

Seine sozialen Kontakte wurden durch das **Kennenlernen der neuen Nachbar/inne/n** wesentlich erweitert. Herr L erzählt, dass er sich nicht mehr einsam fühlt und schätzt es sehr, dass er tagsüber, durch die **Anwesenheit der anderen Wohnparteien, jemandem zum Reden** hat.

Herr L: *„Jo weil jo doch de Hausbewohner dazu gekommen sind, was ma wieder in Kontakt ist. Des ist schon wieder a Vorteil und wieder neue Nachbarn auch kenne lernt, weil ma do immer wo a bissl unterwegs is und wieder wen trifft mit denen ma a bissl ein Gespräch führt. (...) Des ist angenehm auf jeden Fall. I bin eh kein gesprächiger Typ, aber a bissl reden mog i auch ab und zu mit irgendjemanden. Drum hod mir des alleine im Haus weniger daugt. (Z 249 – 255)*

Von ähnlichen Erfahrungen mit den neuen Nachbar/inne/n berichten auch andere Bewohner/innen. So erzählen Frau G sowie beide Ehepaare E und I, dass sie sich bereits **mit einigen Nachbar/inne/n angefreundet** haben.

Herr E: *„das Schönste und Beste hauma. Liebe Nachbarn (...) (Z 17 – 21)*

Frau E: *„Also so eine Nachbarschaft ist schon...*

Herr E: *(...) Richtig nett." (Z 112 - 124)*

Insbesondere die alleinstehenden Frauen sind zufrieden mit der Entwicklung ihres Soziallebens durch das Zusammenleben mit den neuen Nachbar/inne/n und schätzen vor allem, dass „ (...) wann i ausse geh aus der Tür, irgendwo sich I wieder wehn zum ratschn, (...).“ (Frau G: Z 48).

Im Gegensatz dazu, gehen Herr B und das Paar C nicht sehr offen auf die neuen Nachbar/inne/n zu, wobei dies, bei beiden Hausparteien, auf die für sie neue Wohnsituation zurückgeführt werden kann. So war Herr B vor Einzug in die betreubare Wohnanlage in einem Seniorenheim untergebracht, in dem ihm kaum Privatsphäre zugesprochen wurde. Unter dieser Situation hatte er sehr gelitten. Nun genießt er laut eigener Aussage seine neu gewonnene Freiheit und das Alleinsein. Für Paar C bedeutet der Umzug nach Pichling, der Einzug in die erste gemeinsame Wohnung. Sowohl Herr C als auch Frau C wohnten zuvor getrennt voneinander und müssten sich zunächst auf die neue Wohnsituation einstellen und zeigten sich deshalb ein wenig verhalten im Bezug auf das Treffen und Kennenlernen der neuen Nachbar/inne/n. Insbesondere jene alleinstehenden Damen pflegen sehr **wenig bis keinen Kontakt mit den neuen Nachbar/inne/n**, die bereits in der ersten Interviewwelle vor Einzug in die betreubare Wohnanlage den zukünftigen Bewohner/inne/n sehr reserviert gegenüberstanden und sich selbst als keine Gesellschaftsmenschen bezeichnet haben. Sowohl Frau D als auch Frau K bezeichneten die Bewohner/innen der betreubaren Wohnanlage als sehr nett und freundlich, jedoch möchten sie keinen engen Kontakt, da ihnen ihre Privatsphäre sehr viel bedeutet. Frau K beispielsweise erzählt, dass sie zwar manchmal im Café nebenan oder auf dem Flur ihre Nachbar/inne/n trifft,

aber sich diese Kontakte auf ein Minimum beschränken. Ähnlich zu Frau D und Frau K erklärt auch Frau A, dass sie keinen intensiveren Kontakt zu den neuen Nachbar/inne/n sucht bzw. wünscht, da sie sich auf ihr altes soziales Netzwerk beschränken möchte.

Frau K: „Ja, die sind sehr nett, aber ich bin eben nicht der Typ, der da Besuch geht... machen geht. Sie sagen immer: "Ja, kommen Sie!". (...) „Ja, w... wir sprechen schon am Gang so, aber w... wie gesagt, so Besuche, das machen wir nicht.“ (Z 365 – Z 383)

Frau A: „Nein, eigentlich nicht. Mir genügt es, wenn ich in den Klub gehen kann und da habe ich meine Leute. Und, und die lasse ich auch nicht im Stich, ich gehe solange ich gehen kann und...“ (Z 597- 599)

I: „Ok. Also, Sie hätten gerne noch ein bisschen intensiveren Kontakt mit den Nachbarn.“

Frau A: Naja, freilich.

I: Also hoffen Sie, dass das...

Frau A: Man könnte mehr zamgehen und alles, aber...

I: Ja, vielleicht wird das...

Frau A: Die wollen es nicht.

I: Ja vielleicht wird das noch, weil jetzt... so lange sind Sie noch nicht herinnen.

Frau A: Ja, vielleicht wird es, aber derweilen. Ich hätte es versucht bei einer anderen Familie und die haben gesagt, nein, sie gehen nicht in andere Wohnungen.“ (Z 564 - 575)

Sowohl das Paar C als auch Frau J weisen im Rahmen der zweiten Erhebungsphase darauf hin, dass sie den **Kontakt zu jüngeren Menschen vermissen**. Bereits vor Einzug in die betreubare Wohnanlage hat Frau J ihre Bedenken darüber geäußert. Auch im Rahmen der zweiten Befragung erzählt sie, dass sie sich viel älter vorkäme, als sie tatsächlich ist, da sie nur mehr Kontakt mit älteren Menschen hat.

Frau J: „Was besser, dass man behütet ist, wie ... eben wie eine Alte. Ich komme mir ja älter vor, als ich bin, aber ist halt so. Dort war ich unter Kindern und unter jungen Leuten und jetzt fühlt man sich halt so ganz alt.“ (Z 673 - 675)

Auch das Ehepaar C merkt an, dass sie sich mit dem Gedanken abfinden müssen, dass sie unter „lauter alten Leuten“ sind. (Paar C: „Aber zuerst wo i gwohnt hob, do is ma hoid mit Junge auch zusammenkommen und de haum geredet und so, owa do...“ (Z 199 –206))

Die Auswertungen der Interviews haben ergeben, dass vor allem jene befragten Bewohner/innen in **regelmäßigem Kontakt mit den neuen Nachbar/inne/n** stehen, **die an den angebotenen Aktivitäten** in der betreubaren Wohnanlage **teilnehmen**. Jene Personen, die eher reservierter den neuen Nachbar/inne/n gegenüber sind, zeigen auch kein Interesse am Angebot an gemeinschaftlichen Freizeitbeschäftigungen in der betreubaren Wohnanlage und vermeiden einen intensiveren Kontakt mit den anderen Bewohner/inne/n.

Wie bereits in Kapitel 7.3.6 erwähnt wurde, hatten viele interviewte Personen bereits vor Einzug **Bekannte in Linz-Pichling**. Frau A erzählt, dass sich in ihrem **Sozialleben nicht** viel seit dem

Einzug in die betreubare Wohnanlage **verändert** hat. Nach wie vor geht sie täglich in den Club Aktiv und trifft ihre alten Bekannten. Auch das Ehepaar I und Herr L berichten, dass der **Kontakt zu alten Freunden und Bekannten nach wie vor aufrecht** ist und sich **am Ausmaß der Treffen nichts verändert** hat.

I: „Also, dass Sie zum Beispiel alte Freunde weniger treffen?

Frau A: Nein, treffe ich genauso. Und kommen auch zu mir. Tue ich einladen. Ist alles so, wie es früher war.“ (Z 144 - 150)

Einige befragte Bewohner/innen, wie beispielsweise Frau G, Frau J sowie das Ehepaar E erzählen, dass entgegen ihren Erwartungen, der Kontakt zu alten Freunden/innen und Bekannten aus ihrem alten Wohnumfeld intensiver geworden ist, da diese häufig zu Besuch kommen. Dies ist darauf zurückzuführen, dass sich die früheren Treffen mit den Bekannten und Nachbar/inne/n eher zufällig beim Einkaufen oder auf der Straße ergeben haben und Besuche in den Wohnungen bzw. Häusern eher selten waren.

Frau E: „Jo sie, de Nochborn, vermissen uns, ich nicht, sie kommen jo zu mir. (lacht) Meine Kollegin wohnt auch in der Straße im Sonnenhof. Jo wor sie bei mir arbeiten im Sonnenhof, Kollegin. Auch schon besucht, nur geht's ihr ned so besonders. De anderen im Haus haben uns auch schon besucht.

Herr E: Wir haben so viel Besuche.

Frau E: Hob i gsogt, do haum wir oben jo gor ned so vü ghobt. (lacht)

Herr E: Der ganze Kalender is voi.

Frau E: Jo, der ganze Kalender goi Papa.“ (Z 32 - 39)

Frau G: „Na, niemand... Höchstens sagma meine ehemaligen Hausparteien aber muass i ehrlich sagen die rufen eh amoi in der wohn an. Irgendeiner ruft immer aun, der kontakt is no ned obgrissen mit die hausparteien von der alten Wohnung. (...)

I: Das heißt zu ihren alten Freunden hat sich da im Kontakt was verändert?

Frau G: Na, na im Gegenteil, die kumman ma zu oft.

I: Achso? Warum jetzt? Warum kommen die jetzt öfter?

Frau G: Na, sunst hat ma sie auf da Strossn a öfter troffen, beim einkaufen oder so? Des is ja nimma mehr. Und dann rufns on und fragen, was duast denn am Nachmittag? Nix? Na dann kumman ma. Na dann kummts oder i kumm zu eana. Und meistns wollns eh, dass ma sie wo treffn. Dass ma sie mehr zamsitzen und dann wird gwatscht und gratscht und... Na vermissen dua i, wia gsogt die oiten Hausparteien vermiss i a bisserl, a bisserl, aber wia gsogt wia hom telefonischen Kontakt und so.“ (Z 95 - 111)

Lediglich Frau K beklagt, dass der Kontakt zu früheren Nachbar/inne/n immer weniger wird und sie damit rechnet, dass dieser in naher Zukunft gänzlich abbrechen wird. Auch das Paar C hat weniger Kontakt zu alten Freunden/innen und Bekannten, wobei sie der Meinung sind, dass sich dies zum Frühjahr sicherlich ändern könnte, sobald das Wetter ein Treffen im Freien zulässt.

Frau C: „Najo haum wir eigentlich nimmer mehr, die eine do, unser beste Freundin, de hod einfach zu weit, de wohnt bei der Universität, de is jede Wochen kommen, jeden Samstag, de hod immer gsogt ohne kaun i ned sein. Owa se hod schon angerufen, hod gsogt, wauns wieder besser wird kumm i wieder. Owa des is jo a schon 83 Jahr, do kaum ma des ned so verlangen. Sie ist immer mit uns gfohrn. Do sama spazieren gaunga am See und daun sama Essen gaunga und alle habens kennt. Sie kummt eh wieder, wauns wieder besser is.“ (Z 225 - 233)

Im Gegensatz dazu, hatte Herr B vor Einzug in die neue Wohnanlage kaum Bekannte und Freunde. An seiner Situation hat sich nach wie vor nichts verändert, wobei er, im Gegensatz zu Frau K und dem Paar C, den Kontakt mit seinen alten Bekannten nicht sucht bzw. vermeidet.

I: „Und haben sie sonst Besuch?

Herr B: Na

(Sprecherin von Herrn B): Na, nur. Na draußen triffst du schon die polnischen Leute? Heute zum Beispiel, er trifft eh polnische Bekannte von früher. [...]Wenn er hier gefahren ist, sie treffen sie aber zufällig. Nicht dass er selber so den Kontakt sucht. [...]der mag keine Bekannte, der mag nur mich. Der hängt sehr an mich, der hat mir sehr viele Sachen anvertraut.“ (Z 162 - 171)

Herr B hat keinerlei Kontakt zu Familienangehörigen, ist jedoch zuversichtlich, dass er seine Tochter nach zwei Jahren das erste Mal wieder sehen kann.

Wie bereits in der ersten Erhebungswelle (siehe dazu Kapitel 7.3.5) gezeigt wurde, sind viele Bewohner/innen aufgrund der Nähe zu den Kindern in die betreubare Wohnanlage nach Pichling gezogen. Die befragten Personen haben sich dadurch einen **intensiveren Kontakt zu ihren Angehörigen** erhofft. So berichten die befragten Personen, dass sie durch den Einzug in die neuen Wohnungen, **häufiger Kontakt zu ihren Kindern** haben, was den betreffenden Bewohner/inne/n sehr viel bedeutet.

Frau E: „Jo des ist immer gut gewesen, er ist damals auch gekommen, aber natürlich ned so oft und wie jetzt Weihnachten sama eingeladen drüben, drunten wohnen seine Schwiegereltern, nett also.“ (Z 335 - 340)

Lediglich Frau K klagt, dass der Kontakt zu ihrem Sohn seit dem Einzug in die betreubare Wohnanlage weniger geworden ist.

Frau K: „Naja, weniger kann ich auch nicht sagen, dass er weniger kommt. Aber, früher ist er doch einen jeden Tag runter gekommen. Oder die Schwiegertochter und hat gefragt, wie es geht oder ob ich was brauche oder was. Jetzt kann, können sie halt nicht alle Tage rüber gehen, nicht? Jetzt kommen sie halt zwei, drei Mal in der Wochen.“ (Z 182 - 186)

7.7.5. Gesundheit der Bewohner/innen nach Einzug

Die meisten interviewten Personen berichten, dass sich ihr Gesundheitszustand seit dem ersten Gespräch nicht wesentlich verändert hat. Lediglich Herr L und Frau A bewerteten ihre Gesundheit

anhand einer Schulnotenskala mit sehr gut, konnten jedoch ihre persönliche Einschätzung nicht begründen. Im Gegensatz dazu, kann Herr B eine wesentliche Verbesserung seines gesundheitlichen Zustandes vorweisen, der nachweislich auf den Einzug in die betreubare Wohnanlage zurückzuführen ist. Herr B, der vor Einzug in die neue Wohnung in Pichling in einem Seniorenheim lebte, profitiert am meisten vom Umzug.

(Sprecherin von Herrn B): „Ich muss sagen er ist viel besser, er ist Diabetiker und er hat zB wie er Heim verlasen hat, dann musste er spritzen, insulinpflichtig er kann selber spritzen, er hat 80 Einheiten gehabt und jetzt hat er nur noch 40 Einheiten. Natürlich ist das auch psychisch, und er bewegt sich mehr, muss sich automatisch bewegen, so baut er Zucker ab, aber sodass ist auf jeden Fall zufrieden stellend.“ (Z 252 – 264)

Neben der Verbesserung der Diabetis und des psychischen Zustandes, hilft die neu gewonnene Autonomie und Privatsphäre in der betreubaren Wohnanlage Herrn B, alltägliche Verrichtungen, wie das Kochen, die ordnungsgemäße Medikamenteneinnahme oder diverse Besorgungen des täglichen Lebens, selbständig durchzuführen.

(Sprecherin von Herrn B): „Er tut sich vorbereiten Rezepte, eh Medikamente für die ganze Woche und wenn er sieht wird bald aus, irgendetwas Medikament, dann geht er zur Ärztin er hat eine neue Ärztin hier in der und die stellt ihm Rezepte aus, er geht in die Apotheke, alles selbst.(...) Das ist seine Aufgabe einmal in der Woche.“ (Z 252 - 264)

7.7.6. Unterstützung der Bewohner/innen nach Einzug

Wie bereits aus den Interviews der ersten Befragung hervorgegangen ist, können sich die meisten Bewohner/innen noch sehr gut selbst versorgen, sind jedoch bei einzelnen Aufgaben, wie gewissen Haushaltstätigkeiten (v. a. beim Fensterputzen), Besorgungen (v. a. bei Großeinkäufen) oder Behördengängen auf Unterstützung angewiesen. Nach wie vor wenden sich fast alle befragten Personen auch nach Einzug in die betreubare Wohnung in erster Linie an ihre **Kinder**, wenn sie Hilfe benötigen.

Frau G: „Ja wann I was brauch schon, weil mei Tochter sagt immer: „I frog die ned jeden tag, sogs!“ Was is des is dann amoi wenn a schwerere Arbeit zum mochen is, Fenster zum Putzen oder Kastel zum unten Ausserama is, des kann i wirklich ned. Des muas i ihr alles sogen. Dann is do.“ (Z 183 – 191)

Frau J: „I geh entweder, wann i soweit beinand bin, mach i ma ois selber, sonst ruf ich meine Tochter an, wann i mehr brauch zum Einkaufen. Ja. Wann i was brauch, holens mas von überall. Ja.“ (Z 126 – 128)

I: Und wenn Sie jetzt was brauchen, an wen wenden Sie sich dann?

Frau A: Eh an meinen Sohn.

I: Also rufen Sie dann an.

Frau A: Ja, ja. Der hat, der hat das alles übernommen. Wenn irgendwas ist, das sage ich meinem Sohn und der ruft dann an. (Z 187- 202)

Konsens herrscht bei den interviewten Personen auch darüber, dass sich das **Unterstützungsnetzwerk** seit Einzug in die betreubare Wohnung **positiv verändert** hat. So heben viele Bewohner/innen hervor, dass die Nähe zu ihren Kindern ermöglicht, dass diese schneller zur Stelle sind, wenn sie etwas brauchen und fühlen sich deshalb **besser versorgt** als dies früher – vor Einzug – der Fall war.

Herr L: „Sie bringt mir jetzt noch mehr Sochen, Material, und mit allem durts mi überhäufen, zu viel dat i sogen, Essen, (...) Verpflegungsmäßig bin ich auch gut versorgt, was zum kochen braucht wird und zum Jausnen. Jo des. Do bin i jetzt besser versorgt in der Wohnung als im Haus früher.“ (Z 135 – 141)

Frau J, Frau G sowie das Ehepaar C sehen die Veränderung des Unterstützungsnetzwerkes auch darin, dass sie auch von ihren **neuen Nachbar/inne/n** in der betreubaren Wohnanlage auf Hilfe zählen können.

Frau J: „(...) die eine Dame da, die ruft mich täglich an wies ma geht, die hat mich auch schon bekocht, weil i lieg ja seit ersten krank.“ (Z 74 - 78)

Frau G: „(...) Sogma mit der Familie x [Familiennamen], die helfen da, wannst was brauchst oder was wissen willst.“ (Z 147 - 149)

Viele interviewte Personen fühlen sich auch durch die **Anwesenheit der Ansprechperson** der Miteinander GmbH beruhigter und sehen diese als **Ersatz für** ihre **Kinder**, wenn diese ausfallen bzw. keine Zeit haben sollten. In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass nach wie vor die Kinder bzw. andere Angehörige als primäre Hauptansprechperson der Befragten fungieren. Die Ansprechperson der Miteinander GmbH verdrängt nicht die Rolle der Angehörigen als erste Anlaufstelle bei Unterstützungsbedarf.

(Sprecherin von Herrn B): „Aber wenn ich krank einmal bin, dann, wenn er sieht, dass ich nicht kann und er braucht dringend, dann sicher wird er sich melden bei Frau x [Ansprechperson der Miteinander GmbH]. Er ist beruhigt, dass er weiß, dass es noch jemanden gibt.“ (Z 185 – 189)

Frau G: „(...) Weil i sog wann i wirklich ein Anliegen hob, dann hab ich Familie. Dann sog i zu meiner Tochter oder zu mein Schwiegersohn: „Du helfts ma do“. Aber wanns ned geht dann gangat i schon zur Frau x [Ansprechperson der Miteinander GmbH], auf jeden Fall, weil i was, dass sa sie bemüht. Dass da helfen kann. Na, es gibt nix.“ (Z 277 – 281)

I: „Und wenn sie Hilfe brauchen wenden sie sich, an ihre Kinder?“

Paar C: An die Kinder, oder waun wir an Arzt brauchen, ruf ma in Arzt an und waun sonst irgendwos is, was uns ned passt, daun geh ma zur Frau x [Ansprechperson der Miteinander GmbH] zur Betreuerin.“ (Z 299 - 302)

Frau K gibt an, keine Person zu haben, an die sie sich wenden kann, wenn sie Hilfe benötigt (*Frau K:* „Es war schon bitter. Aber, mein Gott, was soll man machen, wenn man niemanden hat.“ (Z 247 –248)).

Neben der Unterstützung ihrer Tochter gibt Frau J an, auch eine **Putzfrau** zu haben, die ihr größere Hausarbeiten, wie das Fensterputzen oder das Bodenwischen abnimmt, deren Dienstleistung sie bereits in der ihrer alten Wohnung in Anspruch genommen hat.

Frau J: „Außerdem hob i eh imma noch mei Putzfrau von oben, die kummt a olle 14 Tag. Weil wann i was ned kann, na dann los i des geh. I bin ka so Putzfuchtel.“ (Z 467 – Z 468)

Lediglich Herr B und Frau K geben, an keine Unterstützung von ihren Kindern oder anderen Angehörigen zu erhalten. Herr B kann jedoch seit dem Einzug in die betreubare Wohnanlage auf eine **professionelle Unterstützungsperson** zurückgreifen, die er jederzeit telefonisch erreichen kann. Sie kommt ein- bis zweimal in der Woche und unterstützt ihn bei der Führung des Haushaltes, bei bestimmten Körperpflegemaßnahmen, wie Nägel schneiden, versorgt seine Wäsche oder übernimmt für ihn Behördengänge.

Sprecherin von Herrn B: „Einmal in der Woche, einmal in der Woche mach ich Pediküre, Maniküre und dann wasch ich, er kommt nicht dazu, dass er selber.“ (Z 147 – 149)

Sprecherin von Herrn B: „(...) wie gesagt Wäsche zum waschen und bügeln, das ist meine Aufgabe, dann Abstauben und dann die behördlichen Sachen.“ (Z 172 – 184)

Als einziger der in der zweiten Interviewwelle befragten Bewohner/innen, nimmt Herr B zweimal pro Woche eine **mobile Betreuungsperson der Miteinander GmbH** in Anspruch, die ihm bei der Körperpflege unter die Arme greift. (*Sprecherin von Herrn B:* „Da im Haus zweimal in der Woche kommt eine Dame von mobile Betreuung vom Verein Miteinander.“ (Z 99 –101))

7.7.7. Autonomie und Privatsphäre der Bewohner/innen nach Einzug

Wie bereits vorangehend in Kapitel 7.3.8 erwähnt, waren der Erhalt der Privatsphäre und Autonomie für die Bewohner/innen sehr bedeutende Argumente, die für einen Einzug in betreubares Wohnen gesprochen haben. Aus den Interviews der zweiten Erhebungswelle geht hervor, dass den Erwartungen der befragten Personen an eine selbstbestimmten Lebensführung und der Wahrung ihrer Privatsphäre durch betreubares Wohnen in Pichling entsprochen wird.

Insbesondere Herr B hat der Einzug in die neue Wohnung einen hohen Grad an Privatsphäre und damit einhergehend ein Stück Lebensqualität zurückgegeben. Zum Zeitpunkt der ersten Interviewwelle lebte Herr B noch in einem Seniorenheim, dessen straffer und minutiös geplanter Tagesablauf, die Privatsphäre des Bewohners stark einschränkte.

Herr B: „Na ist ruhig und frei (lacht) alles.“

(*Sprecherin von Herrn B:* „Er kann sich frei bewegen hier, ist nicht zeitlich gebunden.“ (Z 15 – 16))

Auch Frau J und Frau G legen sehr viel Wert auf ihre Privatsphäre. Für beide ist die Abgrenzung ihres privaten Bereiches sehr wichtig. Beide schätzen es, die Möglichkeit zu haben, sich in die eigene Wohnung zurückzuziehen und für sich zu sein, aber dennoch zu wissen, dass man nicht alleine sein muss.

Frau J: „Des ned unbedingt also i kann immer noch mit mir selbst was anfangen, und wann i mehr kontakt möchte, dann gibt's da jetzt, also kann i ja ned gehen zurzeit, aber heit hätt ma zum Beispiel Turnen. Vielleicht ham sas ja g`lesen?“ (Z 67 - 69)

Frau G: „Weil es gibt ja zeitn wo i a sog, na i mog a rua hom. Und es gibt a Zeit, wann i neamt hob, dann geh i dann halt einmal owi, durt ins Kaffee unten, da sitzt eh wer, is ja wurscht. Red i mit de, und dann geh i wieder.“ (Z 163 - 165)

Viele interviewte Personen sehen die eigene **Wohnung als Rückzugsmöglichkeit**, die ihnen die Möglichkeit bietet ihre Privatsphäre trotz Einzug in eine Institution zu wahren bzw. zu erhalten. Für manche Bewohner/innen ist die Wohnung jener Bereich, wo sie für sich sind und in dem keine sozialen Kontakte mit alten Bekannten oder neuen Nachbar/inne/n stattfinden.

Neben der Wahrung der Privatsphäre, die den Bewohner/Bewohnerinnen durch die eigene Wohnung als Rückzugsmöglichkeit geboten wird, ist für allen Befragten Autonomie und die Führung eines selbständigen Lebens von großer Bedeutung. Die Bewohner/innen berichten, dass sie ihr Leben bzw. ihren Alltag in der betreuten Wohnanlage nach ihren individuellen Wünschen und Bedürfnissen so gestalten können, wie sie das gerne möchten, ohne Einschränkungen.

Ehepaar I: „Nein Einschränkungen haben wir keine.“ (Z 37- 40)

Ähnlich sehen es auch Frau G und Herr L, die den Vorteil an betreubaren Wohnen insbesondere darin erachten, dass sie machen können, was, wie und wo sie wollen, ohne jemanden Rechenschaft über ihr Tun und Handeln ablegen zu müssen.

Frau G: „(...) Des is... Na i tua, was i wü, es red da neamd was drei.“ (Z 73 - 74)

Herr L: „Genau, ma is a freier Mensch, wir können ausgeh, ohne dass wir frogen, wie lang wir ausbleiben können, des is a tolle Soche.“ (Z 84)

Die Bedeutung von Autonomie und Selbständigkeit wird auch von institutioneller Seite akzeptiert und befürwortet, berichten zwei befragte Damen. Den Bewohnern/innen steht es frei, selbst zu entscheiden, ob und an welchen organisierten Aktivitäten sie teilnehmen möchten.

Frau G: „Und wann i da bei die Feierlichkeiten ned mittua, dann geh i owe und sog ihr des, (...), es is ned Ding, i mecht mie Entschuldigen, des is mei Überzeugung i tua ned mit da. Und sie sagt dann es is in Ordnung. (Z 251 - 253)

Frau K: „Nein. Sie, sie haben turnen im Sitzen, aber das mag ich nicht. (Z 281 - 283)

7.7.8. Gefühl der Sicherheit der Bewohner/innen nach Einzug

Wie bereits aus der ersten Interviewwelle hervorgegangen ist, hatte bereits bei der Entscheidung für den Umzug in betreubares Wohnen das Thema Sicherheit bei den befragten Personen einen hohen Stellenwert. Der Wunsch nach mehr Sicherheit im Alltag war für viele Bewohner/innen ein bedeutendes Motiv in die neue Wohnanlage zu ziehen. Die Ergebnisse der Befragung der zweiten Welle zeigen, dass betreubares Wohnen den Forderungen der interviewten Personen nach mehr Sicherheit durch das **Gefühl der besseren Versorgung** gerecht wird.

Herr L: „Do bin i jetzt besser versorgt in der Wohnung als im Haus früher.“ (Z 135 – 141)

Ehepaar E: „also de Betreuung ist wunderbar.“ (Z 17)

Frau K: „Schlechter ist nichts. Ist schon besser, weil man sich doch beschützt fühlt, ja!“ (Z 228)

Insbesondere die **geographische Nähe zu ihren Angehörigen** vermittelt den befragten Bewohner/inne/n ein Sicherheitsgefühl.

Frau G: „Na die Gewissheit, das i, wenn ma schlecht is, das I wen hob. Das i die Tochter durt drüben hob, das i die Enkel hob.“ (Z 65 – 70)

Frau K: „Ja, sicherer? ... Naja, halt meinen Verwandten näher, ha?“ (Z 447- 456)

Von vielen interviewten Personen wird der Vorteil hervorgehoben, dass sie sich durch die Nähe zu den Angehörigen besser versorgt fühlen im Vergleich zu früher, da diese schneller zur Stelle sein können, wenn sie Hilfe benötigen bzw. etwas brauchen.

Herr L: „... des is nur lobenswert wie i betreut wird und versorgt wird von meiner Tochter, könnt ned besser sein.

I: Und wenna was brauchen?

Herr L: Is sie jederzeit do, gibt's kein.“ (Z 387 – 391)

Sicherheit vermittelt den Personen auch die Tatsache, dass sie trotz der eigenen Wohnung in einer Gemeinschaft leben. Die Bewohner/innen fühlen sich durch die **Anwesenheit der neuen Nachbar/inne/n** sicherer, da sie wissen, dass immer jemand da bzw. zur Stelle ist, falls etwas passiert (Frau G: „Des is a richtige Beruhigung, das i was es is wer do, des is für mi des um und auf.“ (Z 32)).

Auch die **Anwesenheit einer Ansprechperson der Miteinandander GmbH**, die zweimal pro Woche in der betreubaren Wohnanlage persönlich für die Bewohner/innen zur Verfügung steht, vermittelt den befragten Personen ein Gefühl der Sicherheit. Die Bewohner/innen schätzen vor allem, dass sich die Ansprechperson nach dem Befinden der einzelnen Personen persönlich durch einen kurzen Besuch erkundigt.

Einige der befragten Personen erwähnen explizit das **Notruf – Armband**, das ihnen mehr Sicherheit im Alltag spendet.

Frau K: „... jederzeit, wenn es einem schlecht geht oder so, kann man auf einen Knopf drücken, da habe ich so eine... die Uhr, das Armband. Und es... man, man ist geschützt. Ich glaube, nicht einmal, ah, Verwandte können einen so schützen, wenn man alleine wohnt. Ah, das ist manchmal dann schon zu spät, dass wer kommt, oder?“ (Z 228- 235)

Frau G: „Ja, und sogma wann ma Ding is,.. es san oft Tage wo ma ned guat is, ja, weil i bin insulinüchtiger Diabetiker und ois, und da was i wann ma schlecht is, da was i dann druck i auf mei Knöpferl und i hob sufurt a Hüfe, und des hob i

daham no ned ghobt. Des is a richtige Beruhigung, das i was es is wer do, des is für mi des um und auf." (Z 32- 36)

Herr I: „Do is natürlich so, wenn i do aufn roten Knopf druck hinten, zag bum, is da Samariterbund do, des geht ruck zuck. Waun zB waun da im Bad schlecht wird, do hod ma a Schnur, braucht ma nur anziehen, zack san de do.

Frau I: Oder waun wir uns außisperren." (Z 240 - 247)

Insbesondere seit Herr E und Frau K bereits die Dienste des Samariterbundes aus unterschiedlichen Gründen in Anspruch genommen haben, vertrauen auch die restlichen Bewohner/innen darauf, dass im Notfall nach Betätigung des Notrufknopfes jederzeit rasch jemand zur Stelle ist. Herr E betätigte den Notrufknopf des Notruf-Armbandes aufgrund eines medizinischen Notfalls, Frau K, weil sie sich aus der Wohnung ausgesperrt hatte.

Ehepaar E: „sind verbunden mitn Roten Kreuz mitn Samariter. (...) Hauma schon gebraucht fürn Papa, mittn in der Nocht und so, also de Betreuung ist wunderbar. (...) (Z 17 - 21)

Frau K: „Vor Kurzem habe ich mich mal ausgesperrt, weil das ist Innen nur nicht zum zu sperren, sondern nur so mit so einem Kopf. Und von Außen habe ich die Schlüssel drinnen, ah, vergessen und dann habe ich mir nicht zu Helfen gewusst, (...). Jetzt habe ich den Samariterbund, die sind gleich gekommen und haben aufgesperrt, weil die haben auch einen Schlüssel." (Z 214 - 222)

Ein weiterer wichtiger Sicherheitsaspekt sind die angebotenen **assistiven Technologiekomponenten** im Bezug auf die **technische Ausstattung in den neuen Wohnungen**, wie die Unterbrechung des Stromkreises bei Verlassen der Wohnung, die Herdplattenkontrolle und die Unterbrechung der Wasserzufuhr sowie der Bewegungsmelder im Vorzimmer. Frau G, Herr L und das Paar C beispielsweise fühlen sich durch diese Technikkomponenten sicherer. Insbesondere die Unterbrechung des Stromkreises und jene der Wasserzufuhr werden von den interviewten Personen sehr positiv hervorgehoben.

Frau G: „... das I länger furt geh, das I was, I geh ja anderthalb stund oder so weg oder bei der tochter, wann i des was, dann wird ogschoit. Kein Risiko, wanns hast oschoiten, dann wird ogschoit. Natürlich wann i heit auf a tratscherl geh, dann schoit i ned oh. Freilich sicher, wann ma sogt da Teifl schloft ned, aber i hoff ja doch ned das... (Z 358 - 364)

Ja freilich, i bin ja do deppat, i geh ja zwa drei mal zruck und schau ob i eh ois odraht hob. Jetzt nimma, weil i da was, es is ogschoit und aus, es passiert ma nix, [...] Aber des is ganz was supers, des is klass. Weil da was i wirklich da kann nix passieren. Obwohl i a guate Wohnungssicherung hob, aber ma muass ja ned herausfordern." (Z 366 - 371)

Paar C: „Sicher, des is genau waun wir heute fortgehn, daun is do draußen so a Dings zum drehen, daun is da ganze Strom außer beim Kühlschränk weg, also wenn ma wos vergisst ist alles weg. Und do kaun ma daun wann wir wieder

*hamkommen, steck i in Schlüssel umi und dreh wieder um daun is da Strom wieder do.
Jo des ist angenehm, sowieso, des ist schon viel wert." (Z 357 – 381)*

Herr L erwähnt im Interview, dass ihn insbesondere die Sicherheitsvorkehrungen im Eingangsbereich sehr beruhigen. Im alten Haus wurde bei ihm eingebrochen. Durch die Gegensprechanlage und Sicherheitstüren fühlt er sich jetzt deutlich sicherer als vor dem Einzug und kann dadurch auch viel besser schlafen.

Herr L: „ Na na, es hod sie sogar de Schlofsoche verbessert, besser im Heim als wie im Haus, weil des so abgesichert ist, es ist einmal einbrochen worn in mein Haus wie i ned daheim wor und do hod ma nochern a schlechtes Gefühl in de Richtung ah ghobt."

I: „Das heißt sie fühlen sich da, würden sie sagen sie fühlen sich sicherer?"

Herr L: „ Sicherer, auf jeden Fall. Es hod nermt do an Zutritt, es wird unten wahrscheinlich schon abgesperrt in der Nocht und de Haustür bringt nermt auf und dann kann man de zweite Tür auch noch absperre, wenn i mi fürchten sollt. Es kann do nermt eina auf der Balkonseite, gibt's jo auch keine Einbruchmöglichkeit. Sicherer auf jeden Fall als wie im Haus." (Z 258 – 271)

Dem Paar C vermittelt die Nähe zum Seniorenheim ein Gefühl der Sicherheit, da sie erwarten, dass sie bei einer zukünftigen Verschlechterung ihres Gesundheitszustandes in diesem unterkommen.

7.8. Techniknutzung der Bewohner/innen nach Einzug

Während in der ersten Interviewphase vor Einzug in die betreute Wohnanlage die befragten Bewohner/innen den assistiven Technologien aufgeschlossen gegenüberstanden, ist nach Einzug in die neuen Wohnungen in Pichling mehr Skepsis und teilweise auch Ablehnung festzustellen. Dies betrifft insbesondere den Homebutler, der allerdings zum Zeitpunkt der zweiten Befragung noch gar nicht genutzt wurde.

Die Interviews in Welle 2 veranschaulichen, dass unter den befragten Personen die Nutzungsbereitschaft jener assistiven Technologien sehr groß ist, welche die persönliche Sicherheit erhöhen. Dabei handelt es sich zur Gänze um sicherheitsbezogene Technikkomponenten, wie die Unterbrechung des Stromkreises bei Verlassen der Wohnung, die Herdplattenkontrolle und die Unterbrechung der Wasserzufuhr sowie der Bewegungsmelder im Vorzimmer. Diese Tendenz zeichnete sich bereits in der ersten Interviewphase ab, deren Ergebnisse über das Vorwissen der Bewohner/innen bezüglich der einzusetzenden Technikkomponenten in den neuen Wohnungen gezeigt haben, dass für die befragten Personen vor allem jene Technologien in Erinnerung geblieben waren, welche die persönliche Sicherheit erhöhen sollen (siehe dazu Kapitel 7.4.2).

Frau C: „Sicher, des is genau waun wir heute fortgehn, daun is do draußen so a Dings zum drehen, daun is da ganze Strom außer beim Kühlschränk weg, also wenn ma was vergisst ist alles weg.“

Herr C: Und do kaun ma daun wann wir wieder hamkommen, steck i in Schlüssel umi und dreh wieder um daun is da Strom wieder do. (...) Jo des ist angenehm, sowieso, des ist schon viel wert.“ (Z 357 – 381)

I: „Ja. Und diese anderen technischen Dinge, es gibt ja noch glaub ich Bewegungsmelder, ahm Herdplattenkontrolle...“

Herr L: Jo des passt und Rauchmelder. Jo des bringt schon was. (...) Jo is a a Vorteil jowohl... jo jo. Des ist auch eine gute Soch, dass ma des abschalten kann.“ (Z 296 –307)

Etwas anders stellt sich die Akzeptanz und Nutzung der Komponente „Homebutler“ dar. Abweichend von der Projektplanung und im Einvernehmen zwischen Bewohner/innen und dem Anbieter war diese AAL-Komponente nach Einzug vorläufig deaktiviert worden, da sich Bewohner/innen in der Umzugsphase damit nicht befassen wollten, bzw. sie selbst oder ihre Angehörigen Ablehnung signalisiert hatten. Dem war eine intensivierete Betreuung vor Ort durch einen Mitarbeiter der Anbieterfirma (im Folgenden als „Herr X“ bezeichnet) vorausgegangen. Die Einschulung der Bewohner/innen sowie die Nutzung des Homebutlers wurden vom Projektmanagement aufgrund der notwendigen Eingewöhnungsphase der Bewohner/innen um 5 Monate später als geplant gestartet.

Lediglich Frau J zeigt Interesse an der Nutzung dieser Komponente der AAL Ausstattung ihrer Wohnung und konnte sich vorstellen diese auch nach der einjährigen Probephase zu nutzen. Zum einen hatte Frau J das Leistungsangebot des Homebutlers überzeugt, zum anderen war sie der

Überzeugung, dass diese Technik ihr insbesondere zukünftig, wenn sie aufgrund ihres zunehmenden Alters auf mehr Hilfe angewiesen ist, zu mehr Eigenständigkeit verhelfen kann:

Frau J: „Nur mit dem 'Roombutler' do, do hams alle mitanand ka freid. Mi hätt`s interessiert, i hätt des gern ghobt.“

I: „Aber haben sie´s probiert, wie war das dann? Ham sie´s ...“

Frau J: „Freilich, mir habens a Zeit ghobt und dann hams alle, also nicht alle sondern einige haben das total abgelehnt. Und jetzt haben natürlich die Verantwortlichen, die des da eigentlich bewerkstelligt hat und haben das Programm wieder herausgenommen. Jetzt haben wir natürlich keinen 'Roombutler'.“ (Z 170- 177)

Frau J: Oh Gott, da wär ja so viel gewesen, da wär einmal ein Thema groß, Fernsehen, da wären sämtliche Fernsehstationen, Radio, Einkaufen bei Eurospar in St. X, des hätt ma dann üben Fernseher machen können, des hast ma hätt halt anrufen müssen, ma hätte seine Wünsche bekanntgegeben, ja dann ein Telefonbuch, eine ein Medikamenteneinnahme, dann ein Putztruppe oder Medikamente holen, es war halt alles drinnen. Durchs Internet hät ma halt des machen können, aber ... (...) I hätt`s scho gnumma freilich...“ (Z 180- 191)

Frau J erklärte sich das teilweise Desinteresse an der assistiven Technik einiger Bewohner/innen mit dem fehlenden Willen, sich mit deren Bedienung intensiver auseinanderzusetzen (*Frau J:* „weil da hätt ma halt wieder ein bisschen mehr studieren müssen.“ (Z 178)).

Im Gegensatz zu Frau J, die sich durchaus vorstellen konnte, dass der Homebutler zukünftig ihren Alltag erleichtern würde, nahmen andere Interviewpartner/innen gegenüber diesem technischen Gerät eine negative Haltung ein.

Frau A: „Nein, mit dem bin ich überhaupt nicht zufrieden. Den brauche ich nicht.“ (Z 326)

Ehepaar C: „Wos uns überhaupt ned passt hod, des is der Homebutler“. (Z 51)

Ehepaar I: „Ansonsten is jo diese Geschichte mit dem Heimbutler, wos do propagiert worn is, is jo unreal, des wird ganz einfach nicht genützt, [...]“. (Z 253 – 254)

Das Desinteresse an der Nutzung des Homebutlers sahen einige Bewohner/innen in der als kompliziert empfundenen Bedienung begründet.

Herr L: „Des is a Soche dad i sogn, des sollns wo anbringen wo Studenten san, ins Studentenheim, de wos do noch fitter sind, als wie de alten Leut, de wos sie des nu einbrägen können, i brauch den Heimbutler oder Butler später ned und jetzt ah ned.“ (Z 283 – 285)

Frau I: „Wir habens probiert, wie der Herr do wor, nagut do, ...“

Herr I: Do fehlt des Interesse, murs ma sogn.“ (Z 298 - 300)

Frau G: „Na probiert hob is scho, aber köna hob is ned. Und dann hob i zum Herrn X gsogt, „aus Sense, i mog nimma aus, nur Fernseher Telefon“. Da

Samariterbund und des andere. (...) Na nix Technisches, muass i ned hom, i suach den bequemen Weg." (Z 349 –356)

In diesem Zusammenhang sind Personen, wie Herr L, Herr und Frau I oder Frau G, deren ablehnende Haltung auf die Frustration aufgrund des fehlenden Verständnisses der Funktionsweise dieses technischen Gerätes zurückzuführen ist, von Bewohner/inne/n, wie Frau A und Frau D zu unterscheiden, deren Grundeinstellung zu dieser assistiven Technik bereits im Vorfeld negativ war. Sie hatten den Homebutler seit ihrem Einzug kein einziges Mal genutzt und wollten sich mit dessen Bedienung nicht auseinandersetzen.

Frau A: „(...) ich habe ihn noch nicht benutzt, gar nichts. Ich brauche nur den Fernseher. Das Andere können sie sich alles mitnehmen." (Z 336)

Entgegen den Erwartungen lehnten auch Herr B und Herr C die Nutzung des Homebutlers ab, obwohl sie in der ersten Interviewwelle vor Einzug in betreubares Wohnen eine ausgeprägte Technikaffinität erkennen liessen.

(Sprecherin von Herrn B): „Nein den Homebutler nicht, der kennt sich überhaupt nicht aus mit dem Homebutler, (...) es war vor zwei Monaten der Herr, der hat erklärt, das war für ihn sehr kompliziert, weil er hat gesagt, er möchte Frieden haben und er ist auch so anspruchslos. Und hat gesagt, er ist wirklich zufrieden, dass er Polonia²⁹ hat. Das reicht ihm." (Z 34 – 45)

(Sprecherin von Herrn B): „Nein der will nicht, ich glaub der hat Angst, dass er was verstellt, zwei Mal ist was verstellt worden und übers Wochenende war er ohne Fernsehen und da ist der Mann nochmals gekommen und er hat gesagt, der will nur einschalten, der will sonst nicht. Und wenn er österreichische Programme sehen will, dann hat er den Kleinen und schaltet dort ein." (Z 241 – 246)

Herr C: „Erklärt ja, der hod`n fünf Mal erklärt und daun haum wir gsogt, `behalts den`." (Z 264)

Eine detailliertere Analyse der Akzeptanz und des Nutzungsverhaltens der AAL-Technologien seitens der Bewohner/innen der betreubaren Wohnanlage in Linz-Pichling war damit jedenfalls erforderlich. Sie war Schwerpunkt einer zweiten Interviewserie, die das Institut für Marketing mit den anderen Bewohner/inne/n der Wohnanlage durchgeführt hat. Auch für diesen Projektteil wurden Interviews vor und nach dem Einzug durchgeführt. Wesentlich ist, dass in diesem Projektteil auch Angehörige interviewt wurden und die zweite Interviewwelle erst im März stattfand. Dadurch sollte – soweit dies mit dem Zeitrahmen des Gesamtprojektes vereinbar war – der Stand der Techniknutzung nach einer etwas längeren Eingewöhnungsphase erhoben werden. Die Ergebnisse dieser vertiefenden Analysen des IfM zeigen zusammenfassend, dass sich die tendenzielle Bereitschaft unter den Bewohner/innen, sich mit dem Homebutler

²⁹ öffentlich-rechtlicher Fernsehsender TV-Polonia

auseinanderzusetzen, nach Einzug in die betreubaren Wohnungen veränderte. So lehnt ein Teil der befragten Bewohner/innen das System kategorisch ab, während der andere Teil der Interviewpersonen zwar teilweise positiv gegenüber dem Homebutler eingestellt sind, aber keine Selbstinitiative für die Benützung oder das Erlernen des technischen Systems zeigen. (vgl. Schmelzenbach/Krimbacher et al. 2011: 57)

7.9. Zusammenfassung der zweiten Erhebungswelle nach Einzug in betreubares Wohnen

Während in Kapitel 7.5 die Lebenssituation vor dem Einzug in die betreubare Wohnanlage und die Erwartungen an die neue Wohnsituation zusammenfassend dargestellt wurde, findet sich in diesem Kapitel eine komprimierte Darstellung der Ergebnisse aus der zweiten Interviewwelle zur Lebensqualität nach Einzug und zur Techniknutzung.

Im Spätsommer 2010 sind 32 Personen in 25 Wohneinheiten in die betreubare Wohnanlage in Linz-Pichling eingezogen. Die Erfahrungen, die bereits während der **Übersiedlung** in die betreubare Wohnung gemacht werden, beeinflussen wesentlich die Eingewöhnung bzw. Anpassung an das neue Wohnumfeld. Eine ausreichend lange und intensive Vorbereitungszeit bot den Bewohner/innen die Möglichkeit, sich auf den Umzug bestmöglichst vorzubereiten und sich von alten Gegenständen zu trennen bzw. Einrichtungsgegenstände zurückzulassen. Negative Erfahrungen beim Umzug konnten auf ein geringes oder fehlendes Maß an Hilfe bei der Übersiedlung zurückgeführt werden. Insbesondere das Ausmaß der Unterstützung von Familienangehörigen oder Bekannten wirkt sich auf die Wahrnehmung des Umzugsprozesses der Bewohner/innen aus. Demnach erlebten jene befragten Personen den Umzug als problemlos und stressfrei, die bei der Organisation und Durchführung Hilfe von ihren Kindern erhielten.

Ein bedeutender Faktor, der die **Anpassung an die neue Wohnsituation** positiv beeinflusst, war auch die Unterstützung beim Einrichten der neuen Wohnung durch die Kinder der Bewohner/innen. Von einer raschen und problemlosen Eingewöhnung an das neue Wohnumfeld sprachen insbesondere jene Personen, die den Umzug als Neustart betrachteten. Ein weiterer wichtiger Aspekt zur Erleichterung der Eingewöhnung war der bereits vor Umzug bestehende Bezug zur Gegend. So hatten jene Bewohner/innen, die mit der neuen Wohnumgebung bereits sehr vertraut waren, keine Probleme bei der Anpassung, da sie seit Jahren Bekannte in Pichling hatten oder ihre Kinder in dieser Gegend wohnten.

Die Attraktivität des **neuen Wohnumfeldes** sehen die Bewohner/innen insbesondere in der geographischen Nähe zu den Angehörigen, die in Pichling leben. Zum einen fühlen sich die Bewohner/innen sicherer, da die räumliche Nähe zu den Angehörigen eine schnellere und bessere Versorgung und Unterstützung zulässt. Zum anderen bedeutet der Umzug des Elternteiles bzw. der Eltern eine Erleichterung für die Angehörigen, da auch für diese der Betreuungsaufwand aufgrund der kürzeren Wegstrecken gesunken ist. Einen wesentlichen Vorteil der neuen Wohnumgebung sehen die befragten Bewohner/innen in der **guten öffentlichen Verkehrsanbindung** der Wohnanlage sowie im **Angebot der Nahversorgungsbetriebe** in der unmittelbaren Umgebung. Vor allem die räumliche Nähe zu wichtigen Versorgungsangeboten im gegenüberliegenden Seniorenheim, wie das Café, aber auch der Frisör sowie die Fußpflege,

bedeuten für die Bewohner/innen eine erhebliche Erleichterung ihres Alltags. Weiters gibt die verbesserte Infrastruktur den interviewten Personen ein Maß an Unabhängigkeit zurück und trägt zum Wohlbefinden sowie zur Verbesserung ihrer Lebensqualität bei. Konsens herrscht auch darüber, dass die Gegend rund um Pichling, insbesondere die Natur sowie die Ruhe, große Vorteile im Gegensatz zur alten Wohnumgebung mit sich bringt.

Eine erhebliche Veränderung im Leben der befragten Bewohner/innen brachte die **betreubare Wohnung** mit sich. Die Wohnsituation hat sich durch den Umzug in die betreubare Wohnung für alle befragten Bewohner/innen verbessert. Durch die **geringere Nutzfläche** und **Barrierefreiheit der neuen Wohnungen** hat sich der Alltag der interviewten Personen wesentlich erleichtert. Die Belastung durch die Instandhaltungsarbeiten und die Pflege der früheren – als zu groß wahrgenommenen – Wohnungen und Häuser mit Gärten ist durch den Umzug in die neuen kleineren Wohnungen weggefallen. Neben der Größe bedeuten der barrierefreie Zugang zu den Wohnungen als auch die barrierefreie Ausstattung der Sanitäranlagen für die befragten Personen eine bedeutende Erleichterung ihres Alltags und verbessern ihre Lebensqualität. Die betreubare Wohnung bietet den Bewohner/innen die Möglichkeit, auf eine regelmäßige Unterstützung im Haushalt oder auf Hilfe bei der Körperpflege größtenteils verzichten zu können und ein großes Maß an Selbständigkeit zu erhalten bzw. wiederzuerlangen. Grundsätzlich herrschte unter den Interviewpersonen Einigkeit darüber, dass sie sehr viele Vorteile aus der neuen, kleineren Wohnung ziehen und entsprechend mit der neuen Wohnsituation zufrieden sind. Dennoch wurden auch Kritikpunkte im Bezug auf die betreubare Wohnung angesprochen, die beispielsweise die schlechte Abdeckung der Loggias in den neuen Wohnungen und – bei Paaren – den unzureichenden Stauraum betreffen.

Grundsätzlich war eine **positive Wahrnehmung und Nutzungsbereitschaft der sicherheitsbezogenen technischen Wohnungsausstattung** feststellbar. Von den befragten Personen wurden insbesondere die Unterbrechung des Stromkreises bei Verlassen der Wohnung, die Herdplattenkontrolle und die Unterbrechung der Wasserzufuhr sowie der Bewegungsmelder im Vorzimmer geschätzt. Gleichzeitig wurde kurz nach dem Einzug teilweise **Skepsis** und Ablehnung gegenüber der **Komponente „Homebutler“** geäußert. Das Desinteresse an der Nutzung des Homebutlers wurde von den interviewten Personen auf dessen als kompliziert empfundene Bedienung zurückgeführt. In diesem Zusammenhang sind Personen, deren ablehnende Haltung mit Frustration aufgrund des fehlenden Verständnisses der Funktionsweise dieses technischen Gerätes begründet werden kann, von Bewohner/inne/n zu unterscheiden, deren Vorstellung von dieser assistive Technik bereits im Vorfeld negativ war. Letztere hatten den Homebutler kurz nach dem Einzug noch kein einziges Mal genutzt und gaben an, sich mit dessen Bedienung nicht auseinandersetzen zu wollen. Es stellte sich heraus, dass die Bewohner/innen bis zu 5 Monate mit dem Übersiedeln und Eingewöhnen beschäftigt waren. Dies wurde zunächst so aufgelöst, dass diese Komponente vorübergehend und einvernehmlich deaktiviert wurde. Die Einschulung der Bewohner/innen sowie die Nutzung begannen daher um 5 Monate später als geplant. Eine Interviewpartnerin war der Überzeugung, dass diese Technik ihr zukünftig zu mehr Eigenständigkeit verhelfen könnte und wäre bereit, sie auch nach der einjährigen Probephase für sich in Anspruch zu nehmen.

Vertiefte Erkenntnisse zur Akzeptanz und zum Nutzungsverhalten der AAL-Technologien bietet ein eigener Schwerpunktbericht zu diesem Thema, der sich ebenfalls auf einen qualitativen Forschungsansatz gründet. (Schmelzenbach/Krimbacher et al. 2011)

Durch den Einzug in betreubares Wohnen in Pichling hat sich das **Unterstützungsnetzwerk** der befragten Personen positiv verändert. Viele Bewohner/innen sehen den großen Vorteil der neuen Wohnsituation zum einen in der Nähe zu ihren Kindern, da diese schneller zur Stelle sein können, wenn sie Unterstützung benötigen. Zum anderen wurden die positiven Veränderungen des Unterstützungsnetzwerkes von den Bewohner/innen sowohl auf die Hilfe durch die neuen Nachbar/innen als auch auf die Anwesenheit der Ansprechperson der Miteinander GmbH zurückgeführt. Trotz der Erweiterung des Personenkreises, von dem die befragten Personen nun Hilfe erwarten können, wurden die Kinder bzw. andere Familienangehörige nach wie vor als primäre Hauptansprechperson von den Bewohner/innen genannt. Die Anwesenheit der Ansprechperson der Miteinander GmbH wirkte auf die interviewten Personen beruhigend, da sie bei Ausfall der Angehörigen als Ersatz für einen notwendigen Unterstützungsbedarf gesehen wurde.

Die **Alltagsgestaltung** der meisten interviewten Bewohner/innen hat sich im Vergleich zu früher kaum verändert. Bereits nach einer kurzen Eingewöhnungsphase sprachen die Befragten von einem geregelten Tagesablauf. Eine große Umstellung der Alltagsgestaltung mussten die beiden alleinlebenden Männer durch den Einzug in betreubares Wohnen in Kauf nehmen, da sie ihren Tagesablauf mit neuen Aktivitäten neu strukturieren mussten. Lediglich eine Person, die bereits ihm Rahmen des Umzugs und folglich auch bei der Anpassung an die neue Wohnsituation mit Problemen kämpfte, sprach auch von Schwierigkeiten einen Tagesrhythmus zu finden. Nach wie vor ist die Erledigung von anfallenden Tätigkeiten im Haushalt fixer Bestandteil des Tagesablaufs der Bewohner/innen, wobei der Aufwand für die Hausarbeit aufgrund der geringen Größe der Wohnungen für die befragten Personen überschaubar bleibt. Neben der Führung des Haushaltes verbringen die Bewohner/innen ihren Tag auch nach Einzug in die betreubare Wohnanlage in Linz-Pichling damit, alten Bekannten und Freunden zu treffen oder Spaziergänge zu unternehmen. Abwechslung und Veränderungen in ihrem gewohnten Alltag erhalten die Bewohner/innen durch die freiwillige Teilnahme an angebotenen Aktivitäten und Ausflügen sowie durch die monatlichen Zusammenkünfte, die zur Besprechung von Anliegen oder Problemen dienen.

Grundsätzlich sprachen die befragten Bewohner/innen von einer positiven Entwicklung ihres **Soziallebens**. Die sozialen Kontakte wurden durch das Kennenlernen der **neuen Nachbar/innen** wesentlich erweitert. Insbesondere jene Personen, die sich eine Verbesserung ihrer sozialen Situation durch den Einzug erhofften, fühlten sich durch ihre neue Wohnsituation nicht mehr einsam. Die Interviewpartner/innen schätzten am Angebot des betreubaren Wohnens, dass sie zwar ihre eigene Wohnung haben, aber dennoch in einer Gemeinschaft leben und dadurch täglich mit jemandem sprechen können. Insbesondere stehen jene befragten Bewohner/innen in regelmäßigen Kontakt mit den neuen Nachbar/innen, die an den angebotenen Aktivitäten in der betreubaren Wohnanlage teilnehmen. Jene Personen, die eher reservierter gegenüber den neuen Nachbar/innen waren, zeigten auch kein Interesse am Angebot der gemeinschaftlichen Freizeitbeschäftigungen in der betreubaren Wohnanlage und

vermieden einen intensiveren Kontakt mit den anderen Bewohner/inne/n. Diese befragten Personen gaben an, dass sie keinen intensiveren Kontakt zu den neuen Nachbar/inne/n wünschten, da ihnen die Kontakte zu den alten Bekannten ausreichten. Diesbezüglich gaben die Bewohner/innen an, dass sich das Ausmaß der Kontakte zu ihren **alten Bekannten und Freunden** durch den Einzug nicht verändert habe. In manchen Fällen wurde angegeben, dass der Kontakt zu ehemaligen Nachbar/inne/n seit dem Einzug noch intensiver geworden sei. Es gibt jedoch auch Evidenz dafür, dass sich die Kontakte zu früheren Nachbar/inne/n seit Einzug in die betreubare Wohnanlage reduzierten. Weiters waren viele Bewohner/innen über die positive Entwicklung im Bezug auf das Ausmaß der **Kontakte zu ihren Kindern** sehr glücklich. Der intensivere Kontakt zu den Kindern spielte eine große Rolle für das Wohlbefinden in der neuen Wohnumgebung.

Der Erhalt der **Privatsphäre und Autonomie** sind bedeutende Lebensqualitätsfaktoren für die Bewohner/innen und bedeutende Argumente, die für einen Einzug in betreubares Wohnen gesprochen hatten. Die befragten Personen sahen die Attraktivität des Angebots darin, dass es ihnen die Möglichkeit bietet, sich in die eigene Wohnung zurückzuziehen und für sich zu sein, aber dennoch zu wissen, dass man nicht alleine sein muss. Neben der Wahrung der Privatsphäre schätzten die Bewohner/innen an betreubarem Wohnen, dass es ihnen erlaubt, ein selbständiges Leben zu führen. Die befragten Personen hatten das Gefühl, ihr Leben in der betreubaren Wohnanlage nach ihren individuellen Wünschen und Bedürfnissen ohne Einschränkungen so gestalten zu können, wie sie das gerne möchten.

Das **Gefühl der Sicherheit** hatte bei den Bewohner/inne/n einen hohen Stellenwert und ist als bedeutendes Motiv für den Einzug in betreubares Wohnen in Pichling der Bewohner/innen zu sehen. Sich in den eigenen vier Wänden wohl und sicher zu fühlen, hatte für die befragten Personen einen großen Einfluss auf ihr Wohlbefinden und ihre Lebensqualität. Zum einen vermittelte den befragten Bewohner/inne/n die **geographische Nähe zu ihren Angehörigen** ein Sicherheitsgefühl, da sie sich dadurch im Vergleich zu früher besser versorgt fühlten. Zum anderen fühlten sich die Interviewpartner/innen durch die **Anwesenheit der neuen Nachbar/inne/n** und der **Ansprechperson der Miteinandander GmbH** sicherer als in ihrer alten Wohnumgebung. Weitere Sicherheitsaspekte waren einerseits das **Notrufarmband des Samariterbundes**, andererseits die angebotenen **sicherheitsbezogenen Technologiekomponenten**, wie die Unterbrechung des Stromkreises und der Wasserzufuhr bei Verlassen der Wohnung, die Herdplattenkontrolle sowie der Bewegungsmelder im Vorzimmer.

8. Zusammenfassung und Interpretation der Ergebnisse

Ziel der sozialpolitischen Begleitforschung des WU Forschungsinstitutes für Altersökonomie war es, die Beweggründe für den Einzug in betreubares Wohnen und die Erwartungen an das neue Wohnumfeld der interviewten Personen zu erfassen sowie die Wirkungen von betreubarem Wohnen im Allgemeinen und speziell in Kombination mit AAL- Technologien auf die Lebensqualität der Bewohner/innen zu untersuchen. Die Frage, inwieweit dabei den geforderten sozialpolitischen Zielen von betreubarem Wohnen gerecht wurde, steht im Zentrum dieses Forschungsberichtes. In dieser Zusammenfassung sollen die Ergebnisse unter Einbeziehung der Untersuchungen anderer Autor/innen überblicksmäßig dargestellt und diskutiert werden.

Das Angebot von betreubarem Wohnen soll älteren Menschen die Möglichkeit bieten, so lange wie möglich selbständig und sicher zu wohnen, ihre soziale Isolation verhindern und eine gute Lebensqualität sichern. Die Auswertungen des Datenmaterials weisen generell auf eine **positive Entwicklung des Wohlbefindes der Bewohner/innen** durch betreubares Wohnen hin. Ob und welche Determinanten der Lebensqualität der interviewten Personen positiv durch betreubares Wohnen kombiniert mit den eingesetzten AAL- Technologien beeinflusst wurden, konnte anhand einer qualitativen Längsschnittstudie erhoben werden. Die Durchführung qualitativer Interviews zu zwei Erhebungszeitpunkten ermöglichte die direkte Gegenüberstellung der Situation der Bewohner/innen vor mit jener nach Einzug in die betreubare Wohnanlage.

Gemäß dem Ansatz der sozialen und ökologischen Gerontologie ergaben die Auswertungen, dass die Umwelt bzw. die Lebens- und Wohnsituation einen wesentlichen Einfluss auf die Lebensqualität der Bewohner/innen haben. Ungünstige Umwelt- bzw. Wohnbedingungen waren bedeutende Einflussfaktoren bei der Entscheidung für einen Umzug in betreubares Wohnen. Unzureichende bauliche Gegebenheiten in der alten Wohnung / im alten Haus sowie die schlechte Infrastruktur schränkten die Personen sehr stark ein. Insbesondere die fehlende Barrierefreiheit, die Größe der Wohnungen oder Häuser sowie die schlechte Infrastruktur wurden von den Bewohner/innen vor der Übersiedlung in betreubares Wohnen als eine alltägliche Belastung wahrgenommen. Nach dem Einzug in die betreubare Wohnanlage sprachen viele von einer **Erleichterung ihres Alltags**. Durch die Optimierung der Wohnsituation infolge des Umzugs in die neue Wohnung haben die Personen **ihre Selbständigkeit gesichert oder zurückerlangt**. Die barrierefreie Bauweise, die geringere Nutzungsfläche der Wohnungen sowie die ausgebaute Infrastruktur besitzgen die Einschränkungen der Bewohner/innen, mit denen sie in ihrer alten Wohnsituation konfrontiert sahen. Die Erhöhung der Selbständigkeit in den unterschiedlichsten Domänen, wie Körperpflege, Erledigung der Hausarbeit und Besorgungen des täglichen Lebens, kann zweifelsfrei auf den Wohnungswechsel zurückgeführt werden, wodurch die **Lebensqualität der Bewohner/innen** entsprechend **positiv beeinflusst** wird.

Neben den Wohnverhältnissen ist auch die Wohnumgebung ein wesentlicher Faktor, der die Lebensqualität sowohl negativ als auch positiv beeinflussen kann. Ähnlich den Ausführungen von Friedrichs (1995) sowie Hawes/Phillips (2007) hatte die Lage der betreubaren Wohnanlage im Rahmen des REAAL-Projekts einen großen Einfluss auf die Entscheidung der Befragten für die neue Wohnung. Als Hauptmotiv, welches für den Umzug sprach, nannten die

Interviewpartner/innen die Nähe zu den Kindern, die in der Gegend rund um Linz-Pichling wohnen. Andere wiederum führten den vorhandenen Bekanntenkreis in dieser Gegend als unterstützendes Argument für die Entscheidung an. Ferner nannten einige Bewohner/innen die Nähe der betreubaren Wohnung zum alten Wohnort als entscheidendes Auswahlkriterium, das für den Umzug in die Wohnanlage in Pichling sprach. Neben dem erhofften intensiveren Kontakt zu den Kindern ermöglicht deren Nähe eine **wesentlich schnellere und bessere Versorgung** der Bewohner/innen. Entsprechend besser versorgt und sicher fühlten sich die Interviewpartner/innen im Gegensatz zu früher. Generell sprachen die Bewohner/innen von einer **Ausweitung ihres Unterstützungsnetzwerkes** durch die erhaltene Hilfe seitens der neuen Nachbar/inne/n und der Ansprechperson der Miteinander GmbH, was ihnen ein Gefühl der Sicherheit vermittelte.

Insgesamt waren die Erwartungen der befragten Personen an die zukünftigen Nachbar/inne/n vor Einzug positiv. Die Aussicht auf eine Ansprechperson war für jene Befragten, die sich selbst als einsam bezeichneten, ein wichtiger Beweggrund für den Umzug. Die Interviews der zweiten Erhebungswelle ergaben, dass sich insbesondere jene Bewohner/innen weniger einsam und in die neue Gemeinschaft eingebunden fühlten, die bereits vor Einzug in die neue Wohnanlage explizit angaben, sich auf ihre neuen Nachbar/inne/n zu freuen und diesen entsprechend offen gegenüberstanden. Vor allem die Kontaktmöglichkeiten und Interaktionen, insbesondere anhand der Teilnahme an den organisierten Aktivitäten innerhalb der Einrichtung, führten bei den Bewohner/inne/n zu einer **Verbesserung ihres Soziallebens**.

Entsprechend den bereits vorliegenden Studien zur Wirkung von betreubarem Wohnen auf die sozialen Kontakte der Bewohner/innen zeigen die betrachteten Ergebnisse, dass sich **intern geknüpfte soziale Kontakte** mit den neuen Nachbar/inne/n innerhalb der Wohnanlage **positiver auf das Wohlbefinden** auswirkten als bereits aufrechte soziale Kontakte mit Angehörigen oder Freunden. Insbesondere jene Menschen weisen ein höheres Wohlbefinden auf, die mit den neuen Nachbar/inne/n eine gute Basis aufgebaut haben. Jene Personen, die einen intensiveren Kontakt zu den neuen Nachbar/inne/n vermieden, gaben hingegen an, nach wie vor einsam zu sein. Entsprechend Steins (2007) Aussage kann auch im Rahmen der Datenauswertung abgeleitet werden, dass es sich bei **sozialen Kontakten in der betreubaren Wohnanlage** um **zusätzliche und nicht** um **kompensatorische Kontakte** handelt.

Wie bereits Callaghan/Netten et al (2009) zeigten, sind die organisierten sozialen Aktivitäten in einer betreubaren Einrichtung für die Entwicklung eines sozialen Klimas und soziales Wohlbefinden von großer Bedeutung. Dies zeigten auch die Ergebnisse des REAAL-Projektes. So fühlten sich jene befragten Bewohner/innen in der Gemeinschaft der betreubaren Wohnanlage integriert und sprachen bereits nach einer kurzen Eingewöhnungszeit von einer Hausgemeinschaft, die an den angebotenen Aktivitäten in der betreubaren Wohnanlage teilnahmen. Im Gegensatz dazu gab es auch Personen, die kein Interesse am Angebot an gemeinschaftlichen Freizeitbeschäftigungen in der betreubaren Wohnanlage erkennen ließen oder diese ablehnten.

Ähnlich den Ergebnissen der Längsschnittstudie von Hill/ Sutton et al (2010) zeigen die Ergebnisse des REAAL-Projektes, dass eine anfänglich gute Eingewöhnung für das weitere Wohlbefinden der Bewohner/innen sehr wichtig ist. Die Erfahrungen bei der Übersiedlung in die

neue Wohnung beeinflussten die Anpassung an das neue Wohnumfeld wesentlich. Hill/ Sutton et al. (2010) führten in ihrer Längsschnittstudie mit 78 Haushalten mit Personen zwischen 65 und 84 Jahren in Zentralengland zwischen 2005 und 2007 Interviews durch, um Veränderungen in deren Bedürfnissen und Ressourcen zu erfassen. Sie wollten auch Erfahrungen und Auswirkungen eines Umzuges im Alter sowie die Faktoren erforschen, die bei einem Umzug helfen oder hinderlich sind. Sowohl Hill/Sutton et al. (2010) als auch die Datenanalyse des REAAL-Projektes zeigen, dass der Umzug und die Anpassungen in der eigenen Wohnung für die Unabhängigkeit und die Lebensqualität der Personen einen großen Unterschied machen können. Insbesondere das Ausmaß der Unterstützung von Familienangehörigen oder Bekannten wirkte sich positiv auf die Wahrnehmung des Umzugsprozesses durch die Bewohner/innen aus. Auch eine ausreichend lange und intensive Vorbereitungszeit bietet den Bewohner/innen die Möglichkeit, sich auf den Umzug bestmöglichst vorzubereiten. Ungünstig für eine problemlose Übersiedlung und Eingewöhnung war die Abwesenheit der zuständigen Ansprechperson der betreubaren Wohnanlage zum Zeitpunkt des Einzugs der Bewohner/innen. Die Personen haben daher eher zu Herrn X, dem zuständigen Techniker der Firma BEKO, eine Beziehung aufgebaut. Er musste die Bewohner/innen bei den verschiedensten Anliegen unterstützen und übernahm viele Aufgaben, die normalerweise in den Aufgabenbereich der zuständigen Mitarbeiterin der Miteinander GmbH fällt. Er wurde zu der Haupt Bezugsperson der eingezogenen Personen. Ein Monat nach Einzug warteten die Bewohner/innen immer noch auf eine Veranstaltung innerhalb der Wohnanlage zum Kennenlernen der neuen Nachbar/innen. Diesbezüglich hätte die Einzugs- und Eingewöhnungszeit durch die Organisation einer Vertretung während der krankheitsbedingten Abwesenheit der zuständigen Ansprechperson wesentlich effizienter und reibungsloser gestaltet werden können.

Bereits in der ersten Interviewwelle konnte nachgewiesen werden, dass die befragten Personen nicht wegen der technischen Ausstattung in die Wohnungen in Pichling zogen, sondern – wie bereits vorangehend erwähnt – andere Gründe ausschlaggebend waren. Inwieweit nun die positive Wirkung auf die einzelnen Dimensionen der Lebensqualität auf den Einsatz und die Nutzung der AAL-Technologien zurückgeführt werden kann, ist aufgrund der kurzen Eingewöhnungsphase mit dem vorliegenden Bericht kaum zu beantworten. Diesbezüglich sei auf den separaten Forschungsbericht zur Techniknutzung des Instituts für Marketing – Strategieberatung GmbH in Innsbruck verwiesen. Die Interviews des IfM wurden zu einem späteren Zeitpunkt und mit einem erweiterten Personenkreis geführt und könnten daher in diesem Punkt aufschlussreicher sein. (Schmelzenbach/Krimbacher et al. 2011)

Auswertungen der hier analysierten Interviews, die bereits 3-4 Monate nach dem Einzug in die betreubaren Wohnungen geführt wurden, ergaben, dass insbesondere der Homebutler auf Akzeptanzprobleme stieß. Allerdings zeigt eine Untersuchung von Spellerberg/Schelisch (2009), dass die Nutzung der installierten Technologien im Zeitverlauf merklich steigt. In ihrer Studie war die Zahl der genutzten Funktionen nach zehn Monaten weit höher als bei der Befragung zwei Monate nach dem Einzug. Diesbezüglich ist aufgrund der aufgetretenen Verzögerungen eine weitere Welle an Interviews im Rahmen des REAAL-Projektes anzuraten, um definitive Aussagen über die Akzeptanz und das Nutzungsverhalten im Bezug auf die eingesetzten assistiven Technologien treffen zu können.

Bisweilen begründen die interviewten Personen ihre negative Haltung gegenüber dem Homebutler mit der komplizierten Handhabung des Gerätes sowie mit dem fehlenden individuellen Nutzen, den sie in dessen Funktionen für sich sehen. Nach Einschätzung der Bewohner/innen benötigen sie den Homebutler eher nicht, während die Akzeptanz jener assistiven Technologien, sehr groß ist, welche die persönliche Sicherheit erhöhen, obwohl diese Funktionen ebenfalls Bestandteil des Homebutlers sind (vgl. Schmelzenbach/Krimbacher et al. 2011: 72); siehe dazu auch McCreadie/Tinker 2005). Dazu zählen die Unterbrechung des Stromkreises bei Verlassen der Wohnung, die Herdplattenkontrolle und die Unterbrechung der Wasserzufuhr sowie der Bewegungsmelder im Vorzimmer.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die sozialpolitischen Ziele durch das Angebot des betreubaren Wohnens in Linz-Pichling erfüllt werden. Diese Wohnform ermöglicht den Bewohner/inne/n eine selbständige Lebensführung mit Hilfe einer altersangepassten Wohnung. Die Sicherheit in Zusammenhang mit der Autonomie, eine eigene Wohnung zu haben und nach den eigenen Vorstellungen zu leben, macht die Attraktivität des Angebots von betreubarem Wohnen für die befragten Personen aus. Eine eigene Wohnung zu haben, aber dennoch in einer Gemeinschaft zu sein, bzw. die Sicherheit zu haben, dass jemand da ist, ist für viele eine sehr gute Kombination. Anhand der Bewohner/innen der neuen Wohnanlage in Pichling konnte aufgezeigt werden, dass durch betreubares Wohnen ältere Menschen aus ihrer sozialen Isolation geholt werden können. Insbesondere die Kontaktmöglichkeiten und Interaktionen erweitern das soziale Netzwerk und tragen in einem beträchtlichen Maß zur Verbesserung des Wohlbefindens und folglich zu einer erhöhten Lebensqualität bei.

9. Empfehlungen

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass betreubares Wohnen mit AAL-Technologien in Linz-Pichling zur Erreichung der gewünschten sozialpolitischen Ziele, speziell der Ziele einer selbständigen und selbstbestimmten Lebensführung und einer erhöhten Lebensqualität im Alter beiträgt. Autonomie und Sicherheit werden in der betrachteten Lösung überzeugend verbunden, die soziale Intergration der älteren Menschen in dieser Wohnform verbesserte sich, ohne dass deren Privatsphäre eingeschränkt wurde oder sich deren bisherigen sozialen Netzwerke reduzierten.

Da es noch sehr wenig bis keine Erfahrungen mit der Umsetzung von Projekten in der Praxis gibt, die das Angebot des betreubaren Wohnens mit dem Einsatz von AAL-Technologien kombinieren, ist es von besonderer Bedeutung, die aus dem REAAL-Projekt generierten Erkenntnisse und praxisrelevanten Erfahrungen bei Folgeprojekten zu berücksichtigen. Neben den sichtbaren Erfolgen können so auch die **Verbesserungspotenziale** im Bezug auf die Umsetzung und Organisation eines Projektes zu AAL im betreubaren Wohnen ausgeschöpft werden:

Geeignete Kommunikationsmittel und -wege (z.B. andere Informationsveranstaltungen vor dem Einzug) sollten frühzeitig das **Missverständnis ausräumen** werden, dass es sich bei betreubarem Wohnen um ein Angebot mit **umfassender und ständiger Begleitung** handelt. Die Erfahrungen aus dem Modellprojekt in Linz-Pichling zeigen, dass die Bewohner/innen vor Einzug teilweise ein falsches Bild vom Angebot betreubaren Wohnens und zu hohe Erwartungen hatten. Es haben drei Informationsveranstaltungen stattgefunden, bei denen die Bewohner/innen und deren Angehörige über die Leistungen und deren Anbieter informiert wurden. Die Ansprechperson der Miteinander GmbH meinte diesbezüglich, dass diese Informationsveranstaltungen für die Bewohner/innen von Linz-Pichling im Gegensatz zu Bewohner/innen in anderen vergleichbaren Wohnanlagen im Vorfeld dazu geführt hatten, dass ihre Erwartungen zum Zeitpunkt des Einzugs realistischer waren. Dennoch scheinen zusätzliche Informationsanstrengungen vor dem Einzug in betreubares Wohnen erstrebenswert, um den noch immer wahrnehmbaren Irrtum einiger Personen, dass es sich bei betreubarem Wohnen um intensiver *betreutes* Wohnen handle, noch effektiver entgegenzuwirken. In diesem Zusammenhang ist zu bedenken, dass die Rahmenbedingungen dieser Veranstaltungen sowie die Qualität der Aufbereitung der Informationen zielgruppengerecht gestaltet werden.

Unsicherheit bestand auch **im Bezug auf die Kosten der weiteren Nutzung des Homebutlers nach Ende der Probephase** seitens der befragten Bewohner/innen. Dies erklärte die zögerliche Nutzung, da sich niemand in eine Komponente hineindenken (oder sich an diese gewöhnen wollte), die er/sie möglicherweise aus finanziellen Überlegungen heraus nur wenige Monate nutzt. Es wäre daher zu empfehlen, auch **über diese finanziellen Aspekte rasch Transparenz zu schaffen**.

Zuständigkeits- und Aufgabenbereiche der involvierten Träger und Personen sollten bereits **im Vorfeld kommuniziert** und **abgegrenzt** werden. Inwieweit notwendige Absprachen zwischen GWG und dem Verein Miteinander oder zwischen dem zuständigen Techniker der Firma BEKO und der Ansprechperson der Miteinander GmbH stattgefunden haben, um einen

reibungslosen Einzug in die betreubare Wohnanlage in Pichling zu gewährleisten, kann nicht mehr im Detail nachvollzogen werden. Dennoch ist festzuhalten, dass eine gute Vernetzung der beteiligten Organisationen bereits vor der Übergabe der betreubaren Wohnungen für dessen gutes Gelingen unerlässlich ist.

Eine **intensivere Unterstützung** und Betreuung der einziehenden Bewohner/innen durch die Ansprech-/Betreuungsperson des sozialen Trägers sowie des Bauträgers für bauliche Fragen insbesondere **in der Umzugs- und Eingewöhnungsphase** ist für das spätere Wohlbefinden der Bewohner/innen unerlässlich. Im gegebenen Fall führte die Verzögerung des Baufortschritts dazu, dass entgegen der Planung in der Phase des Einzugs die Mitarbeiterin der Miteinander GmbH nicht vor Ort sein konnte. Der Start in die neue Wohnumgebung konnte daher nicht ideal begleitet werden. Etwas aufgefangen wurde dies dadurch, dass ein Mitarbeiter (Techniker) der Beko in dieser erfolgskritischen Phase regelmäßig vor Ort anzutreffen war. Für künftige Projekte empfiehlt es sich gerade in der Eingewöhnungsphase die **Kontinuität der Betreuung** und somit die **Funktion betreubaren Wohnens sicherzustellen**.

Wesentlich scheint auch, die **Produktentwicklung** noch **enger an den Bedürfnissen der Nutzer/innen** zu **orientieren**. In Anlehnung an die Handlungsempfehlungen von Oppenauer/Preschl et al. (2007) zur Steigerung der Nutzungsbereitschaft der eingesetzten assistiven Technologien, ist noch intensiver zu prüfen, wie die End-User bei der Entwicklung der technischen Geräte für ältere Personen eingebunden werden können, damit die Produkte ihren kognitiven Fähigkeiten entsprechen und eine höhere Motivation für die Nutzung erlangt werden kann (vgl. Oppenauer/Preschl et al. 2007: 134).

Es zeigte sich, dass der Homebutlers bei einigen Bewohner/inne/n in Linz-Pichling auf **Akzeptanzprobleme** stieß – obwohl sie gleichzeitig die Sicherheitstechnologien, die mit dem Homebutler verknüpft sind, ausdrücklich zu schätzen wussten. Den Bewohner/innen war der **persönlichen Nutzen**, den ihnen der Homebutler bietet, nicht klar erkennbar. Anstelle der verschiedenen Kommunikationslösungen, die mit dem Homebutler ebenfalls angeboten wurden, bevorzugten sie es, sich weiter wie gewohnt mit Zeitung, Telefon, Tischkalender und - vereinzelt – mit dem eigenen PC zu behelfen. Rogers/Mayhorn et al. (2004) folgern aus ihrer Analyse, dass die Akzeptanz bei adäquatem Training und wenn ältere Menschen wissen, wozu das Gerät gut ist, stark zunimmt (zitiert in. (vgl. Oppenauer/Preschl et al. 2007: 139). Dies spiegelte sich auch in den Ergebnissen des REAAL-Projektes wieder. Die Akzeptanz jener assistiven Technologien war sehr groß, welche die persönliche Sicherheit erhöhen und somit als nutzbringend von den Bewohner/inne/n betrachtet wurden. Diesbezüglich ist es notwendig, **ausführliche Informationen** über den Nutzen von AAL-Technologien an die Bewohner/innen zu vermitteln, **damit sie wissen, wie die technischen Geräte ihren Alltag erleichtern**. Neurlich ist dabei wichtig, die Informationen zielgruppengerecht und motivierend zu vermitteln (s.u.). Mit Bezug auf den Homebutler ist positiv festzuhalten, dass der Anbieter Beko mit einer Musterwohnung gute Möglichkeiten geschaffen hatte, sich bereits vor Einzug mit dieser AAL-Komponente vertraut zu machen. (vgl. Schmelzenbach/Krimbacher et al. 2011: 69ff)

Da es noch sehr wenig bis keine Erfahrungen mit der Umsetzung von AAL-Projekten in der Praxis gibt, wurde bei der Zeitplanung des Forschungsprojektes die **Dauer der Eingewöhnung** der

Bewohner/innen in ihr neues zu Hause **unterschätzt**. Eingeplant waren anfänglich bis zu zwei Monate, wobei sich in der Praxis herausgestellt hat, dass die Bewohner/innen bis zu 5 Monate mit dem Übersiedeln und Eingewöhnung beschäftigt waren, bevor sie bereit waren, sich mit den Funktionen des Homebutlers auseinanderzusetzen. Die Zeitplanung zukünftiger Projekte für Informations- und Schulungsangebote sollte berücksichtigen, dass die ersten ca. 3 Monate nach dem Einzug in eine betreubare Wohnanlage eine – aus vorliegenden Studien bereits bekannte – Eingewöhnungsphase ist, während der **Informationen zur Technik gut dosiert und ansprechend** vermittelt werden sollten. Nicht zuletzt scheint es zielführend, **Angehörige und die sozialen Betreuer/innen** in der Wohnanlage **in diese Vermittlung** der AAL-Angebote **systematisch einzubeziehen**. Die Kommunikation bezüglich der Handhabung technischer Geräte läuft oft über die Angehörigen, denen besonderes Vertrauen entgegengebracht und ihnen die höhere Technikkompetenz zugeschrieben wird. Insofern könnte dadurch im Gegensatz zur eingetretenen Situation, in der ein Techniker des Anbieters die Bewohner/innen in die assistiven Technologien einführte, könnte so eine stärkere Nutzung erreicht werden.

Des Weiteren sind Techniker/innen auf die **Besonderheiten der Einschulungen von älteren Menschen** hinzuweisen. Ältere Menschen lernen anders als jüngere Menschen, was didaktisch berücksichtigt werden kann.

Im Bezug auf die Akzeptanz und Nutzungsbereitschaft der assistiven Technologien ist im Rahmen des REAAL-Projektes eine **dritte Welle der Erhebung** der Veränderungen der Lebenssituation und der Lebensqualität **nach einer ausreichenden Eingewöhnungszeit empfehlenswert**. Gemäß Spellerberg/Schelisch (2009) steigt die Nutzung der installierten Technologien im Zeitverlauf sichtbar. Interessant wäre, ob dieser Effekt auch in der betreubaren Wohnanlage in Linz-Pichling beobachtet werden kann. Anders als in anderen Pilotprojekten kann man in diesem Kontext auch positive oder negative „Ansteckungseffekte“ der Gruppendynamik beobachten. Welche Meinungsführer und Multiplikator/innen wirken auf die Akzeptanz der assistiven Technologien ein? Was lässt sich über die Einbindung der Angehörigen lernen und weiter verbessern? Für eine Evaluierung des betreubaren Wohnens mit Bezug auf die sozialpolitischen Ziele wäre zudem eine Analyse der sozialen Dynamik, des Umgangs mit gesundheitlichen Krisen und der Wohnddauer und etwaiger Übertritte in ein Seniorenheim von größtem Interesse.

Literaturverzeichnis

- Adler, G.; Tremmel, S.; Brassen, S.; Scheib, A. (2000): "Soziale Situation und Lebenszufriedenheit im Alter", in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 33 (3). 210-216.
- Agree, Emily M.; Freedman, Vicki A.; Cornman, Jennifer C.; Wolf, Douglas A.; Marcotte, John E. (2005): "Reconsidering Substitution in Long-Term Care: When Does Assistive Technology Take the Place of Personal Care?", in: Journal of Gerontology: Social Sciences, 60B (5). 272-280.
- Ashida, Sato; Heaney, Catherine A. (2008): "Differential Associations of Social Support and Social Connectedness With Structural Features of Social Networks and the Health Status of Older Adults", in: Journal of Aging and Health, 20 (7). 872-893.
- Assisted Living Quality Coalition (1998): Assisted Living Quality Initiative: Building A Structure That Promotes Quality. Washington DC. American Association of Homes and Services for the Aging.
- Ball, Mary M.; Whittington, Frank J.; Perkins, Molly M.; Patterson, Vickie L.; Hollingsworth, Carole; King, Sharon V.; Combs, Bess L. (2000): "Quality of Life in Assisted Living Facilities: Viewpoints of Residents", in: The Journal of Applied Gerontology, 19 (3). 304-325.
- Bäumker, Theresia; Netten, Ann; Darton, Robin (2008): Costs and Outcomes of an extra-care housing scheme in Bradford. Joseph Rowntree Foundation.
- Blaschke, Christina M.; Freddolino, Paul P.; Mullen, Erin E. (2009): "Ageing and Technology: A Review of the Research Literature", in: British Journal of Social Work, 39. 641-656.
- BMASK, Bundesministerium für Arbeit Soziales und Konsumentenschutz (2010): Österreichischer Pflegevorsorgebericht 2008. Wien. Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz.
- BMSK, Bundesministerium für Soziales und Konsumentenschutz (2008): Hochaltrigkeit in Österreich. Eine Bestandsaufnahme. Wien. BMSK - Bundesministerium für Soziales und Konsumentenschutz,.
- Borgloh, Sarah; Westerheide, Peter (2010): Social Return on Investment of Mutual Support Based Housing Projects: Potential for Socio-Economic Cost Savings and Higher Living Quality. Mannheim. Zentrum für europäische Wirtschaftsforschung - Centre for European Economic Research.
- Bowling, Ann (2005): Ageing Well. Quality of Life in Old Age. Maidenhead Open University Press.
- Brown, Jackie; Bowling, Ann; Flynn, Terry (2004): Models of Quality of Life: A Taxonomy, Overview and Systematic Review of the Literature. European Forum on Population Ageing Research.
- Buchinger, Clemens (2010): Prognose der österreichischen Altenpflegekosten bis zum Jahr 2030. Wirtschaftsuniversität Wien.
- Buchinger, Clemens; Schneider, Ulrike (2010): Projections of future long-term care expenditure in Austria (2008-2030) with special consideration of assistive technologies, in: Geyer, Gerda; Goebel, Reinhard; Zimmermann, Kerstin (Hrsg.): In: Innovative ICT Solutions for Older Persons – A New Understanding. . Wien.
- Callaghan, Lisa; Netten, Ann; Darton, Robin (2009): The development of social well-being in new extra care housing schemes. Joseph Rowntree Foundation, University of Kent.

- Chan, Marie; Estève, Daniel; Escriba, Christophe; Campo, Eric (2008): "A review of smart homes - Present state and future challenges", in: *Computer Methods and Programs in Biomedicine*, 91. 55-81.
- Courtney, Karen; Demiris, George; Rantz, Marilyn; Skubic, Marjorie (2008): "Needing smart home technologies: the perspectives of older adults in continuing care retirement communities", in: *Informatics in Primary Care*, 16 (3). 195-201.
- Croucher, Karen; Hicks, Leslie; Bevan, Mark; Sanderson, Diana (2007): *Comparative evaluation of models of housing with care for later life*. Joseph Rowntree Foundation, University of York.
- Darton, Robin; Muncer, Ann-Marie (2005): *Alternative Housing and Care Arrangements: The Evidence*, in: Roe, Brenda; Beech, Roger (Hrsg.): *Intermediate and Continuing Care: Policy and Practice*. Oxford: Blackwell Publishing. 183-203.
- Darton, Robin; Callaghan, Lisa (2009): "The role of extra care housing in supporting people with dementia: Early findings from the PSSRU evaluation of extra care housing", in: *Journal of Care Services Management*, 3 (3). 284-294.
- Demiris, George; Hensel, Brian; Skubic, Marjorie; Rantz, Marilyn (2008): "Senior residents' perceived need of and preferences for "smart home" sensor technologies", in: *International Journal of Technology Assessment in Health Care*, 24 (1). 120-124.
- Diekmann, Andreas (2004): *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Evans, Simon; Vallely, Sarah (2007): *Social well-being in extra care housing*. Joseph Rowntree Foundation, University of the West of England.
- Field, E. M.; Walker, M. H.; Orrell, M. W. (2002): "Social networks and health of older people living in sheltered housing", in: *Aging and Mental Health*, 6 (4). 372-386.
- Flick, Uwe (2007): *Design und Prozess qualitativer Forschung*, in: Flick, Uwe; Von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag. 5. Auflage. 252-264.
- Flick, Uwe; Von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (2007): *Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick*, in: Flick, Uwe; Von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag. 5. Auflage. 13-29.
- Friedrich, Klaus (1995): *Altern in räumlicher Umwelt. Sozialräumliche Interaktionsmuster in Deutschland und in den USA*. Darmstadt: Steinkopff.
- Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred (2003): *Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme*. Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Geser-Engleitner, Erika (2008): *Wohnen zwischen "Daheim" und Heim - Betreutes Wohnen in Vorarlberg*, in: Maier, Edith; Roux, Pascale (Hrsg.): *Seniorengerechte Schnittstellen zu Technik. Zusammenfassung der Beiträge zum Usability Day VI*. Lengerich: Pabst Science Publishers. 31-35.
- Gibler, Karen Martin; Lumpkin, James R.; Moschis, George P. (1997): "Mature Consumer Awareness and Attitudes Toward Retirement Housing and Long-Term Care Alternatives", in: *The Journal of Consumer Affairs*, 31 (1). 113-138.
- Gitlin, Laura N. (2000): *Adjusting "Person Environment Systems": Helping Older People Live the "Good Life" at Home*, in: Rubinstein, R.; Moss, M.; Kleban, M. (Hrsg.): *The many dimensions of aging: Essays in honor of M. Powell Lawton*. New York: Springer. 41-53.
- Gläser, Jochen; Laudel, Grit (2006): *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/ GWV Fachverlage GmbH.

- Goetzloff, Ingmar (2010): Servus. Nachrichten vom Homebutler. Special Wohnungswirtschaft. Die Zukunft des Wohnens hat schon begonnen. Linz: BEKO Engineering & Informatik AG
- Grael, Jonas; Spellerberg, Annette (2007): "Akzeptanz neuer Wohntechniken für ein selbstständiges Leben im Alter- Erklärung anhand sozialstruktureller Merkmale, Technikkompetenz und Technikeinstellungen", in: Zeitschrift für Sozialreform, 53 (2). 191-215.
- Hawes, Catherine; Phillips, Charles D. (2007): "Defining Quality in Assisted Living: Comparing Apples, Oranges, and Broccoli", in: The Gerontologist, 47 (Special Issue III). 40-50.
- Hawes, Catherine; Phillips, Charles D.; Holan, Scott; Sherman, Michael (2003): Assisted Living in Rural America: Results from A National Survey. Report to The Office of Rural Health Policy Health Services and Resources Administration U.S. Department of Health and Human Services. The Southwest Rural Health Research Center, School of Rural Public Health, Texas A&M University System Health Sciences Center College Station, Texas.
- Heeg, Sibylle; Seiler, Martina (2001): Evaluationsstudie Betreutes Wohnen. Forschungsprojekt im Auftrag der Wüstenrot Stiftung. Ludwigsburg. Wüstenrot Stiftung.
- Heumann, LF (1980): "Sheltered Housing for the Elderly - The Role of the British Warden", in: Gerontologist, 20 (3). 318-330.
- Hill, Katherine; Sutton, Liz; Harvey, Janet (2010): Housing Transitions: Older People's Changing Housing Needs. London. Centre for Research in Social Policy (CRSP).
- Hoening, Helen; Taylor, Donald H.; Sloan, Frank A. (2003): "Does Assistive Technology Substitute for Personal Assistance Among the Disabled Elderly?", in: American Journal of Public Health, 93 (2). 330-337.
- Holzhausen, M.; Borschlegel, U.; Fischer, T. (2009): "Die Patientenperspektive in der Erfassung von Lebensqualität im Alter. Möglichkeiten und Grenzen", in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 42 (5). 355-359.
- Imamoglu, Cagri (2007): "Assisted Living as a New Place Schema. A Comparison With Homes and Nursing Homes", in: Environment and Behavior, 39 (2). 246-268.
- Kahana, Eva; Lovegreen, Loren; Kahana, Boaz; Kahana, Michael (2003): "Person, Environment, and Person-Environment Fit as Influences on Residential Satisfaction of Elders", in: Environment and Behavior, 35 (3). 434-453.
- Kruse, A. (2003): "Lebensqualität im Alter. Befunde und Interventionsansätze", in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 36 (6). 419-420.
- Land Oberösterreich (2006): Betreubares Wohnen. Lebensqualität durch Selbstständigkeit und Sicherheit.
- Land Oberösterreich (2009): Sozialbericht 2009.
- Lang, Frieder R. (2004): Soziale Einbindung und Generativität im Alter, in: Kruse, Andreas; Martin, Mike (Hrsg.): Enzyklopädie der Gerontologie. Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht. Bern: Verlag Hans Huber. 362-372.
- Lansley, Peter (2001): "The promise and challenge of providing assistive technology to older people", in: Age and Ageing, 30 (6). 439-440.
- Lawton, M.P. (1989): Three functions of the residential environment, in: Pastalan, L.A.; Cowart, M.E. (Hrsg.): Lifestyle and Housing of Older Adults: The Florida Experience. New York: The Haworth Press. 35-50.

- Lewin, David; Adshead, Stephen; Glennon, Britta; Williamson, Brian; Moore, Tim (2010): Assisted living technologies for older and disabled people in 2030. A final report to Ofcom. London. Plum Consulting.
- Mahmood, Atiya; Yamamoto, Toshiko; Lee, Megan; Steggell, Carmen (2008): "Perceptions and Use of Gerontechnology: Implications for Aging in Place", in: *Journal of Housing for the Elderly*, 22 (1/2). 104-126.
- Maier, Edith; Roux, Pascale (2008): Seniorengerechte Schnittstellen zur Technik, in: Maier, Edith; Roux, Pascale (Hrsg.): *Seniorengerechte Schnittstellen zur Technik Zusammenfassung der Beiträge zum Usability Day VI*. Lengerich: Pabst Science Publisher. 9-14.
- Mann, William C.; Ottenbacher, Kenneth J.; Fraas, Linda; Tomita, Machiko; Granger, Carl V. (1999): "Effectiveness of Assistive Technology and Environmental Interventions in Maintaining Independence and Reducing Home Care Costs for the Frail Elderly. A Randomized Controlled Trial", in: *Archives of Family Medicine*, 8 (3). 210-217.
- Marsden, John P. (1999): "Older Persons' and Family Members' Perceptions of Homeyness in Assisted Living", in: *Environment and Behavior*, 31 (1). 84-106.
- Mayring, Philipp (2003): *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- McCreadie, Claudine; Tinker, Anthea (2005): "The acceptability of assistive technology to older people", in: *Ageing and Society*, 25 (1). 91-110.
- Meuser, Michael; Nagel, Ulrike (2005): ExpertInneninterviews-vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion, in: Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang (Hrsg.): *Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften /GWV Fachverlage GmbH. 2. Auflage. 71-93.
- Meyer, Sibylle; Schulze, Eva (2010): *Smart Home für ältere Menschen. Handbuch für die Praxis*. Stuttgart.
- Mollenkopf, Heidrun; Oswald, Frank; Wahl, Hans-Werner; Zimmer, Andreas (2004): Räumlich-soziale Umwelten älterer Menschen: Die ökogerontologische Perspektive, in: Kruse, Andreas; Martin, Mike (Hrsg.): *Enzyklopädie der Gerontologie. Alternsprozesse in multidisziplinärer Sicht*. Bern: Verlag Hans Huber. 343-361.
- Mollenkopf, Heidrun; Meyer, S. ; Schulze, Eva; Wurm, S. ; Friesdorf, W. (2000): "Technik im Haushalt zur Unterstützung einer selbstbestimmten Lebensführung im Alter. Das Forschungsprojekt "sentha" und erste Ergebnisse des sozialwissenschaftlichen Teilprojekts", in: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 33 (3). 155-168.
- Neale, Bren; Flowerdew, Jennifer (2003): "Time, texture and childhood: the contours of longitudinal qualitative research", in: *International Journal of Social Research Methodology*, 6 (3). 189-199.
- Netten, Ann; Malley, Juliette; Forder, Julien; Caiels, James; Fox, Diane; Burge, Peter; Potoglou, Dimitris; Brazier, John; Flynn, Terry; Wall, Beryl; Sheldon, Rob (2009): *Developing a Measure of Outcomes of Social Care for Adults: Findings from a study testing people's understanding of quality of life questions and valuation tasks*. PSSRU.
- Nocon, Andrew; Pleace, Nicholas (1999): "Sheltered Housing and Community Care", in: *Social Policy and Administration*, 33 (2). 164-180.
- O'Boyle, Ciaran A. (1997): "Measuring the quality of later life", in: *The Philosophical Transactions of the Royal Society*, 352 (1363). 1871-1879.

- Oppenauer, Claudia; Preschl, Barbara; Kalteis, Karin; Kryspin-Exner, Ilse (2007): *Technology in Old Age from a Psychological Point of View*, in: Holzinger, H. (Hrsg.): *HCI and Usability for Medicine and Health Care*. Berlin/Heidelberg: Springer. 133-142.
- Oppenauer, Claudia; Prazak-Aram, Barbara; Hochgatterer, Andreas; Kryspin-Exner, Ilse (2008): *Psychologische Evaluation des "Safety Assistant for the Elderly"*, in: Maier, Edith; Roux, Pascale (Hrsg.): *Seniorengerechte Schnittstellen zur Technik. Zusammenfassung der Beiträge zum Usability Day VI*. Lengerich: Pabst Science Publishers. 59-63.
- Park, Nan Sook (2009): *"The Relationship of Social Engagement to Psychological Well-Being of Older Adults in Assisted Living Facilities"*, in: *Journal of Applied Gerontology*, 28 (4). 461-481.
- Phillips, Charles D.; Holan, Scott; Sherman, Michael; Spector, William; Hawes, Catherine (2005): *"Medicare Expenditures for Residents in Assisted Living: Data from a National Study"*, in: *Health Services Research*, 40 (2). 373-388.
- Phillips, Charles D.; Munoz, Yolanda; Sherman, Michael; Rose, Miriam; Spector, William; Hawes, Catherine (2003): *"Effects of Facility Characteristics on Departures From Assisted Living: Results From a National Study"*, in: *The Gerontologist*, 43 (5). 690-696.
- Rogers, W.A.; Mayhorn, C.B.; Fisk, A.D. (2004): *Technology in Everyday Life for Older Adults*, in: Burdick, D.C. ; Kwon, S. (Hrsg.): *Gerontechnology. Research and Practice in Technology and Aging*. New York: Springer. 3-18.
- Saup, Winfried (2001): *Ältere Menschen im Betreuten Wohnen, Ergebnisse der Augsburger Längsschnittstudie*. Augsburg: Institut für angewandte Verbraucherforschung.
- Schmelzenbach, Simone; Krimbacher, Monika; Antretter, Christoph; Corn, Alexander (2011): *Wissenschaftliche Evaluierung einer realen AAL-Gesamtlösung für 25 Bewohner/innen: Marketingpolitische Perspektive. Abschlussbericht - Projekt REAAL. Teilbericht 2: Marketingpolitische Evaluierung*. Innsbruck. Institut für Marketing- Strategieberatung GmbH.
- Schweikart, Rudolf; Wessel, Walpurga (1995): *Qualitätsmerkmale des Betreuten Wohnens*. Stuttgart. Wüstenrot Stiftung Deutscher Eigenheimverein e. V.
- Sikorska-Simmons, Elzbieta (2001): *"Development of an Instrument to Measure Resident Satisfaction With Assisted Living"*, in: *The Journal of Applied Gerontology*, 20 (1). 57-73.
- Smith, Noel (2003): *"Cross-sectional profiling and longitudinal analysis: research notes on analysis in the longitudinal qualitative study, "Negotiating Transitions to Citizenship"*", in: *International Journal of Social Research Methodology*, 6 (3). 273-277.
- Spellerberg, Annette; Schelisch, Lynn (2009?): *"Ein dreiviertel Jahr mit PAUL: assisted Living in Kaiserslautern"*, in: ?, ?
- Stein, Margit (2007): *Soziale Beziehungen und Lebenszufriedenheit im Alter in Abhängigkeit von der Lebenswelt. Ein Vergleich von Frauen aus Einrichtungen des betreuten Wohnens und von alleinlebenden Frauen*. Aachen.
- Stein, Margit; Stummbaum, Martin (2009): *Gesundheitsförderung und Krankheitsprävention durch betreutes Wohnen im Alter - Ergebnisse einer Studie zu Sozialbeziehungen und Lebenszufriedenheit in altersheterogenen und altershomogenen Lebenswelten*. Halle.
- Street, Debra; Burge, Stephanie; Quadagno, Jill; Barrett, Anne (2007): *"The Saliency of Social Relationships for Resident Well-Being in Assisted Living"*, in: *Journal of Gerontology: Social Sciences*, 62B (2). 129-134.
- Thompson, Catherine; West, Patrick (1984): *"The public appeal of sheltered housing"*, in: *Ageing and society* 4(3). 305-326.

- Thomson, Rachel; Plumridge, Libby; Holland, Janet (2003): "Longitudinal qualitative research: a developing methodology", in: *International Journal of Social Research Methodology*, 6 (3). 185-187.
- Tolar, Marianne (2008): *Assistive Technologien. Studie im Auftrag des Bundeskanzleramtes. Endbericht.* Wien. Institut für Gestaltungs- und Wirkungsforschung Technische Universität Wien.
- Towers, Ann-Marie; Netten, Ann (2006): *Control, Well-Being and the Meaning of Home in Care homes and Extra Care Housing.* PSSRU.
- Vallelly, Sarah; Kaur, Jasvinder (2008): *Sheltered and Extra Care Housing. An overview for health and social care professionals.* The National council for Palliative Care, Housing 21.
- Vallelly, Sarah; Evans, Simon; Fear, Tina; Means, Robin (2006): *Opening doors to independence - A longitudinal study exploring the contribution of extra care housing to the care and support of older people with dementia.* Housing 21, Housing Corporation.
- van Bilsen, Pascale M.A.; Hamers, Jan P.H.; Groot, Wim; Spreeuwenberg, Cor (2008): "Sheltered housing compared to independent housing in the community", in: *Scandinavian Journal of Caring Sciences*, 22 (2). 265-274.
- VDE (oJ): *VDE Positionspapier Intelligente Assistenz-Systeme im Dienst für eine reife Gesellschaft.* VDE - Verband der Elektrotechnik, Elektrotechnik Informationstechnik e.V.
- Wahl, Hans-Werner; Weisman, Gerald D. (2003): "Environmental Gerontology at the Beginning of the New Millennium: Reflections on Its Historical, Empirical, and Theoretical Development", in: *The Gerontologist*, 43 (5). 616-627.
- Wahl, Hans-Werner; Schilling, Oliver; Oswald, Frank; Iwarsson, Susanne (2009): "The home environment and quality of life-related outcomes in advanced old age: findings of the ENABLE-AGE project", in: *European Journal of Ageing*, 6 (2). 101-111.
- Waibel, Uli (2007): *SOPAAL "Feasibility Study sozioökonomischer Parameter für die nationale Implementierung von AAL".* Wien. Innovendo, BMVIT.
- Walker, Alan; Lowenstein, Ariela (2009): "European perspectives on quality of life in old age", in: *European Journal of Ageing*, 6 (2). 61-66.
- WHOQoL Group (1993): *Measuring quality of life: the development of the World Health Organization Quality of Life Instrument (WHOQOL).* Geneva. WHO.
- Wiggins, Richard D.; Higgs, Paul F. D.; Hyde, Martin; Blane, David B. (2004): "Quality of life in the third age: key predictors of the CASP-19 measure", in: *Ageing and Society*, 24 (5). 693-708.
- Wright, Fay; Tinker, Anthea; Hanson, Julianne; Wojgani, Hedieh; Mayagoitia, Ruth (2009): "Some social consequences of remodelling English sheltered housing and care homes to 'extra care'", in: *Ageing and Society*, 29. 135-153.

KONTAKT

WU Wirtschaftsuniversität Wien
Forschungsinstitut für Altersökonomie
Welthandelsplatz 1, Gebäude D5
1020 Wien

T +43-1-31336-5398

altersoekonomie@wu.ac.at
www.wu.ac.at/altersoekonomie